

Illustrirte  
**Frauen-Zeitung.**

Nr. 13.

Wöchentlich eine Nummer.  
Vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 25. März 1888. —

Große Ausgabe mit  
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XV. Jahrg.



*Wagner*



## Kaiser Wilhelm †.

Umhüll', o Deutschland, mit Flor dein Haupt  
Und senke die Blicke nieder!  
Deiner Augen Freude ist dir geraubt  
Und nimmer kehrt sie dir wieder.  
Dein Kaiser, dein alter Kaiser starb,  
Er sank hinab zu den Todten,  
Der Ruhm und Ehren für dich erwarb  
Und in Lieb' deinem Volk geboten.

Er ging dahin, dein gewalt'ger Held,  
Der die einst entrissenen Lande  
Zurück dir gewann, der hergestellt  
Dich hat aus Zerfall und aus Schande.  
Hundert Schlachten schlug er auf blut'gem Plan  
In seinen schon alten Tagen,  
Den heiß wir liebten, den staunend wir sahn  
Die herrlichste Krone tragen.

Des Lenzes Ansturm hat ihn entrafft  
Seinen unzähligen Lieben.  
Da versagt' ihm zum ersten Mal die Kraft,  
Und er ist nicht Sieger geblieben.

Zur Wahrheit ward das erträumte Glück,  
Von dem die Sänger gesungen:  
Die Kaiserkrone bracht' er zurück,  
Die in schwerem Kampf er errungen.  
Seine Hand, die Feinde auf Feinde schlug,  
Sie gewann das Kleinod uns wieder,  
Da neigte Alles, was Krone trug  
Auf Erden, vor ihm sich nieder.

Bei allem Ruhm, wie blieb er schlicht,  
In aller Macht wie bescheiden!  
Ueberhebung kannt' seine Seele nicht,  
Wie er Hassen nicht kannt', noch Neiden.  
Allen voran, so in heißer Schlacht,  
Wie bei treuer Arbeit im Frieden,  
Ehe der Tod ihn rasten gemacht,  
Kannt' er nicht Ruhn, noch Ermüden.

Die ersten Blumen aus Frühlings Hand  
Läßt ihm auf die Gruft uns streuen,  
Der Großen Größtem im Vaterland  
Und dem Getreuesten der Treuen!

Johannes Trojan.

Nachdruck verboten.

### Kaiser Wilhelm I.

Von Eduard von Hartmann.

**A**ls wir Kinder waren, blickten wir mit Neid und Staunen auf vergangene Zeitalter zurück, denen das Glück beschieden war, die Thaten Alexanders, Cäsars, Karls des Großen, Friedrich Barbarossa's, Friedrich des Großen und Napoleons zu erleben und mit eigenen Augen zu schauen. Unser Geschlecht hat Größeres und Wunderbareres erlebt und geschaut, als sie Alle, und künftigen Geschlechtern wird die Kunde von dem ersten Deutschen Kaiser wie ein Märchen aus wunderbarer Vorzeit erklingen. Cäsar und Napoleon erlagen ihrem Verhängniß, ohne ein Reich gegründet zu haben; Karl der Große theilte mit eigener Hand seine Schöpfung unter seine Söhne und konnte nicht hindern, daß das linksrheinische Frankenreich in dem romanisirten Gallien aufging, wie das Westgothenreich in dem romanisirten Hispanien. Der Glanz, den Friedrich Barbarossa noch einmal über das römische Kaiserthum deutscher Nation verbreitet hatte, glich dem romantischen Schimmer, mit welchem ein Sonnenblick bei sturmbewölkttem Himmel eine Burgruine überzieht; sein Wirken vermochte nicht, den Zerfall des Reiches aufzuhalten. Friedrich der Große hatte die Machtmittel eines Kleinstaates durch äußerste Anspannung der Volkskraft und durch seine organisatorische und strategische Genialität zu blendenden Leistungen emporgeschraubt; aber auch ihm war dieses Unternehmen nur gelungen, weil er keine ebenbürtigen Gegner gefunden hatte, und weil die Art der Kriegsführung im achtzehnten Jahrhundert den Unterschied zwischen Kleinstaaten und Großmächten verwischte. Er konnte bei seinem Tode sich schwerlich der Zuversicht hingeben, daß seine Schöpfung auch ohne die ihm zu Theil gewordene Verbindung von Glück und Genialität erhalten und fortgeführt werden könne.

Wilhelm I. war es vergönnt, das Werk Friedrichs II. zu vollenden und das durch Preußen geeinte Deutschland als eine wirkliche Großmacht ersten Ranges mit mächtig gewecktem Nationalgefühl und mit einer festbegründeten Dynastie zu hinterlassen, so gesichert in seinem staatlichen Bestande, wie menschliche Voraussicht überhaupt von solcher Sicherheit reden kann.

Wenn man vor seinem Tode Niemand glücklich preisen soll, so wird es doch gestattet sein, Wilhelm I. nach seinem Tode glücklich zu preisen, nicht als ob ihm ein volles Maß der Bitterkeiten erspart geblieben wäre, auch nicht, weil er einen Ruhm ohne Gleichen auf sein Haupt gehäuft hat, sondern weil es ihm beschieden war, im Laufe eines einzigen Menschenlebens sein Vaterland aus mannigfacher Erniedrigung, Verarmung und ohnmächtiger Zerissenheit zu Größe, Wohlfahrt und Macht sich erheben zu sehen und selbst noch die Ernte bergen zu dürfen, an welcher er so pflichttreu und eifrig hatte säen helfen. Wie die Verkörperung der preussisch-deutschen Geschichte des letzten Jahrhunderts hat er unter uns gewelt. Märchenhaft scheint der Umschwung der politischen Verhältnisse, den er zuerst hat vorbereiten helfen und dann zum Abschluß gebracht hat, märchenhaft die fast ununterbrochene Reihe von Siegen, die er

in zwei großen Kriegen errungen, märchenhaft das hohe Greisenalter, bis zu welchem er mit Festigkeit und Weisheit die Geschichte des Vaterlandes gelenkt hat, märchenhaft als alles Dies aber die natürliche, schlichte Menschlichkeit, in welcher diese Heldenzeit seinem Volke traulich nahe gestanden hat, und die durch eine Liebe ohne Gleichen gelohnt worden ist.

Da ist nichts von der launischen Härte eines Selbstherrschers, nichts von einem Fanatismus der Idee oder der persönlichen Mission, welcher alle menschlichen Beziehungen mit seinem Frosthauch erstarbt, nichts von der heroischen Selbstsucht eines Eroberers, der, rücksichtslos gegen Völkerglück und Völkerelend, über rauchende Trümmerstätten und blutige Schlachtfelder maßlosen Träumen eines persönlichen Ehrgeizes nachjagt, nichts selbst von einer Genialität, welche, weil über das menschliche Maß hinausgehend, ihren Träger über die normalen menschlichen Verhältnisse und Beurtheilungsmäßigkeiten in eine einsame, der Nacheiferung unzugängliche Höhe emporrückt. Nein, hier ist Alles rein menschlich im edelsten und höchsten Sinne und darum so menschlich nahe gerückt und vertraut, und der deutsche Mann auf dem Throne erscheint in ihm als ein typisches Vorbild für jeden deutschen Mann im Bürgerhause wie in der Hütte. Nicht der Genius ist es, der hier seine weltgeschichtlichen Triumphe gefeiert hat, sondern der Charakter; nicht der Geist im Fürsten ist es, der das widerwillige Volk zur Liebe gezwungen hat, sondern das Gemüth; nicht Wilhelm der Siegreiche ist so sehr der Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Verehrung geworden, als vielmehr Wilhelm der Friedensfürst, der Gerechte und Gütige.

Noch in keinem Helden der Geschichte hat in jedem Augenblicke so klar die Ueberzeugung gelebt und Ausdruck gefunden, daß die weltgeschichtlichen Ereignisse in letzter Instanz nicht Menschenwerk, sondern Thaten Gottes durch die Menschen sind, und daß auch der höchst Gestellte nur ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung ist; in dieser tief religiösen Ueberzeugung wurzelt die echte Demuth und Bescheidenheit, mit der Kaiser Wilhelm „Gott allein die Ehre“ gab, und die Reidlosigkeit, mit welcher er große Männer an seiner Seite duldete und conservierte, in ihr wurzelt aber letzten Endes auch die Selbstlosigkeit seines Wirkens und seine Selbstbescheidung im Glücke, d. h. die überaus maßvolle Benützung seiner Erfolge. In dieser tief religiösen Ueberzeugung, daß jeder Mensch und vor Allem jeder Fürst ein Werkzeug zu höheren Zwecken ist, liegt auch die Erklärung dafür, daß der populärste Fürst aller Zeiten sich niemals durch eitle Popularitäts-Jagderei auch nur um eines Fingers Breite von den Entschlüssen hat ablenken lassen, welche ihm sein Gewissen als seine Pflicht vorzeichnete, und daß ihm das höchste Maß von Popularität gerade darum zugefallen ist, weil er es über sich gewann, einen hohen Grad von Unpopularität im Bewußtsein seiner Pflichterfüllung lange Zeit geduldig zu ertragen. Sein Charakter war eben stark genug, die schmerzlichen Gemüthsindrücke zu überwinden, welche die Revolution von 1848 und später die Conflictperiode von 1862 für ihn im Gefolge hatte.

Die musterhafte Pflichttreue, welche schon in seinem angeborenen Charakter begründet lag, hatte ihre besondere Richtung gewonnen durch die Schule des preussischen

In dem Eimen Mann, was ward uns besichert  
Vom Himmel an reicher Spende:  
Ein so mildes Herz, ein scharfes Schwert  
Und so freigebige Hände!  
Bei des Alters Weisheit der Jugend Muth  
Und des Manns ausharrendes Dauern!  
Wer war so tapfer, wer war so gut  
Wie der, den nun wir betrauern?

Lange Zeit ward ihm, doch auch sie ist um,  
Seine Tage auch sind verfloßen.  
Der so süß geredet, der Mund ist stumm  
Und die treuen Augen geschlossen.  
Die starke Hand, die am Schwertgriff lag,  
Wird nicht das Schwert mehr erheben;  
Geendet hat ein einziger Tag  
Welch ein gewaltiges Leben!

Militarismus, welche einer Schärfung und Steigerung derselben besonders günstig ist. Die Hohenzollern haben immer am meisten geleistet, wenn sie sich nicht bloß als die ersten Diener ihres Staates im Allgemeinen, sondern insbesondere als „Soldaten im Dienste“ fühlten und den spezifisch militärischen Begriff des „Dienstes“ mit allen an ihn geknüpften Ansprüchen auf ihre fürstlichen Obliegenheiten übertrugen. Kein Hohenzoller aber hatte Zeit und Gelegenheit, sich so in diese militärische Anschauungsweise einzuleben, wie Kaiser Wilhelm, welcher hatte glauben müssen, daß sein Lebensberuf sich auf militärischem Gebiete erschöpfen werde, und welcher erst in einem Lebensalter zu höheren Aufgaben berufen wurde, das sonst für höhere Offiziere den Ruhestand mit sich zu bringen pflegt. Auch die Entwicklung seiner geistigen Anlagen hatte durch die Schule des Militarismus eine eigenartige Färbung gewonnen, welche sich für die Aufgaben eines Regenten noch immer besonders günstig erwiesen hat.

Der militärische Dienst verlangt scharfe Beobachtung, klaren Blick, Freiheit von Vorurtheilen, raschen Ueberblick über eine, wenn auch verwickelte Situation, schnelles Herausheben des Wesentlichen aus dem Unwesentlichen, gesunden, unerblickten Verstand, nüchternes rationelles Denken in einfachen Formen unter Beiseiteschiebung umständlicher Erwägungen über Nebensächliches, prompte Beherrschung der früher gemachten Erfahrungen und eingetragenen Grundsätze, Geistesgegenwart, rechtzeitiges Fassen der verantwortlichen Entschlüssen ohne Ueberlegung und ohne Zögern, nicht zuletzt aber auch die Bescheidung auf die zugemeßene Thätigkeits-Sphäre und den Verzicht auf geschäftige Vielregiererei und auf störende Uebergriffe in die verantwortlichen Entschlüssen der Untergebenen. Wer Gelegenheit gehabt hat, die typische Denkweise preussischer Offiziere genauer kennen zu lernen, insbesondere solcher aus der älteren Zeit, wo noch nicht soviel geschrieben wurde, der wird in den Briefen und Erlassen Kaiser Wilhelms den soldatischen Stil unverkennbar finden, der ohne Umschweife den Fragen auf den Leib geht, mit offenem unberrirten Sinn und gradlinigem logischen Gedankengange sein Ziel auf kürzestem Wege erreicht und stets das den Nagel auf den Kopf treffende Wort zur Verfügung hat.

Grade die Briefe des Kaisers, bei denen die Mitwirkung fremder Federn mit Sicherheit ausgeschlossen ist, legen deutliches Zeugniß ab von der Klarheit des Blicks und der gesunden Schärfe des Urtheils, welche ihn auszeichnen, und bekunden zugleich, wie deutlich er sich der politischen Aufgaben des preussischen Staates und der zu ihrer Erfüllung dienenden Mittel bewußt war. Sie enthalten die beste Widerlegung derjenigen Stimmen, welche aus der hohen Bescheidenheit und steten Selbstzurückstellung des Kaisers den oberflächlichen Schluß auf eine bloß passive Mitwirkung desselben an dem deutschen Einigungswerk haben ziehen wollen. Daß aber das Erkennen der rechten Männer für die rechten Plätze eine ebenso große Schärfe des geistigen Urtheils voraussetzt, wie das Festhalten derselben gegen alle Anfechtungen Festigkeit des Charakters und Stetigkeit des Willens erfordert, das wird Niemand zu bestreiten wagen. Und wie die Strategie Moltke's ihre großen Erfolge nicht zum Mindesten der Selbstbescheidung der



Oberleitung in dem Maße der ertheilten Anweisungen verdankt, so sind auch die Erfolge der Regierung Wilhelms I. mit dadurch bedingt, daß er die auserwählten Männer seines Vertrauens in ausgedehntem Maße gewähren ließ, ohne die Folgerichtigkeit ihres Wirkens durch höhere Weisungen unnötig zu durchkreuzen.

So zeigt uns das Bild des großen Kaisers eine harmonische Verbindung von Charakter, Gemüth und Geist und wird durch dieses Zusammenstimmen ebenso vorbildlich, wie durch die tief religiöse Wurzel seiner Selbstlosigkeit und Pflichttreue, durch seine Herzengüte und persönliche Treue, durch die Klarheit seines Urtheils und die natürliche, gesunde Schlichtheit seines Denkens. Vor Allem aber bestätigen uns seine hohe Gestalt und seine unvergleichlichen Erfolge von Neuem die alte Wahrheit, daß Charakter und Gesinnung sowohl im practischen Leben im Allgemeinen, als auch insbesondere auf dem Throne, höher stehen und werthvoller sind, als ungewöhnlicher Geist und Talente. Wer an eine göttliche Führung glaubt, der braucht sich um das Herbeiführen des rechten Augenblickes zu großen Thaten keine Sorge zu machen, sondern kann darauf bauen, daß die Vorsehung früher oder später ihn in unzweideutiger Weise zum Handeln berufen wird, wenn sie ihn zu ihrem Werkzeug ausersehen hat, der braucht nur treu zu sein im Kleinen und in den Pflichten des täglichen Lebens, um voll und ganz bereit zu sein, wenn das Schicksal ihn vor die That stellt. „Bereit sein“ ist Alles; das haben wir Deutsche uns auch für die Zukunft zu merken; denn wenn der Tag und die Stunde der Entscheidung gekommen war, hat der Deutsche es noch nicht an sich fehlen lassen, wofür ihm nicht die nicht mehr nachzuholende Bereitschaft fehlte. Das Zweite neben dem „Bereitsein“ aber ist die Selbstscheidung nach der That, das Maßhalten im Glücke, das den überwundenen Gegner schon und ein freundnachbarliches Verhältnis nach begelegtem Streite wieder anbahnt. Dies sind die beiden wichtigsten politischen Lehren, die wir aus der Regierungszeit des großen Kaisers entnehmen dürfen; denn das Ausharren im Unglück fiel in seine Knaben- und Jünglingszeit, in denen er selbst als Zuschauer den geschichtlichen Ereignissen beizuwohnte.

Dasjenige Preußen, in welchem Prinz Wilhelm geboren wurde, war nur zur Hälfte ein deutscher Staat, zur anderen Hälfte ein polnischer. Vier und zwei Jahre vor seiner Geburt hatte die zweite und dritte Theilung Polen's den von Friedrich dem Großen hinterlassenen Kleinstaat fast zur Größe eines Mittelstaates erweitert. Es war die erste in der langen Reihe von Glücksfällen, durch welche Preußen befähigt wurde, seinen deutschen Beruf zu erfüllen, wenn auch die Verschiebung des Schwerpunktes nach dem Osten es zunächst demselben zu entfremden drohte. Unmittelbar genommen war die Belastung mit einer Zahl von polnischen Unterthanen, welche weit über das damalige Assimilationsvermögen des kleinen Preußen's hinausging, offenbar ein cultureller Schade, und sogar, politisch betrachtet, eine Gefahr, die nicht ohne Einfluß auf die Katastrophe von Jena gewesen ist, weil sie die rechtzeitige Einführung der allgemeinen Wehrpflicht verhinderte. Aber die culturellen Nachteile konnten im Laufe von elf Jahren nicht genügend hervortreten, und in politischer Hinsicht wurden diese Erwerbungen mittelbar zu dem größten Gewinn in der preussischen Geschichte, weil sie den Rechtsittel dafür abgaben, daß Preußen im Jahre 1814 ein Gebiet von derselben Größe beanspruchte, wie es vor 1806 besessen hatte. Da nun Rußland auf dem Wiener Congreß auf der Hinauschiebung seiner Westgrenze bestand, so mußte Preußen innerhalb der deutschen Reichsgrenzen entschädigt werden, und so erst kam es, daß Preußen zu einem Mittelstaat von wesentlich deutscher Bevölkerung emporwuchs.

Als Preußen im Jahre 1806 seine Besitzungen westlich der Elbe und die polnischen Erwerbungen der zweiten und dritten Theilung verloren hatte, war es immer noch größer als derjenige Staat, mit welchem Friedrich der Große in den siebenjährigen Krieg gezogen war; aber es war immerhin zu einem Kleinstaat herabgesetzt, welcher ohne die Vergangenheit einer ruhmreichen Geschichte schwerlich auf den Gedanken gekommen wäre, sich mit dem Aufgebot der äußersten Kräfte zum Kampfe gegen den Ueberwinder von ganz Europa vorzubereiten. Das Preußen, welches unter Friedrich's Führung die mächtigsten Coalitionen überwunden hatte, konnte von dem Glauben nicht lassen, daß es im Bunde mit mächtigen Freunden den Einen Gegner in seine Schranken werde zurückweisen können, wenngleich die militärischen Machtverhältnisse durch denselben gegen früher völlig umgewandelt waren. Was Preußen in jenen neun Jahren von 1806—1815 geleistet, ist noch in aller Erinnerung; wenn die rastlose Arbeit der sechs Friedensjahre und die äußerste Anspannung aller Kräfte in den drei Kriegsjahren die Befähigung Preußen's zu seinem deutschen Beruf erst erwiesen und ein deutsches Nationalgefühl zum ersten

Mal geweckt haben, so war es wesentlich der Genius des großen Friedrich, dessen Nachwirkung es die Möglichkeit dieser Willensanstrengung verdankte. Aber um das Werk der deutschen Einigung sofort zu vollenden, dazu war das bis auf's Blut verarmte und erschöpfte Preußen außer Stande, da es bei solchem Veruche sofort eine Coalition von Großmächten als Gegner vor sich gehabt hätte.

Die Verhältnisse auf dem Wiener Congreß lagen so trostlos, daß man heute wohlthut, sich derselben zum Vergleiche mit den jetzigen Zuständen zu erinnern. Der russische Czar wollte in die erledigte Stelle Napoleons wenigstens in soweit eintreten, daß er Oesterreich und Preußen als seine Vasallen betrachtete, also keinenfalls zu sehr erstarke ließ. Frankreich baute seine staatliche Zukunft nach wie vor auf die Ohnmacht eines in sich getheilten und zerrissenen Deutschlands. In Oesterreich glaubten die Staatsmänner aller Richtungen nicht an die Möglichkeit, Rußland's etwaigen Fortschritten auf der Balkanhalbinsel entgegenzutreten zu können, und hielten es für die einzige lösbare Aufgabe des Staates, die Vorherrschaft in Deutschland und Italien mit russischer Unterstützung zu behaupten, während dafür die Balkanhalbinsel dem russischen Einfluß preisgegeben würde; um aber die Vorherrschaft in Deutschland zu behaupten, dazu mußte vor allen Dingen Preußen niedergehalten werden. England-Hannover, das damals noch „die dritte deutsche Großmacht“ genannt werden konnte, sah seine hannoverschen Besitzungen durch die preussische Auklammerung bedroht und fürchtete außerdem bereits, daß ihm in Preußen ein Handels-Concurrent auf dem Weltmarkte erwachsen könne; deshalb beeilte es sich, das restaurirte französische Königthum gegen Deutschland zu stärken und Preußen nicht in den Besitz zu vieler wichtigen deutschen Handelsplätze gelangen zu lassen. Der englischen Mißgunst haben wir es zu verdanken, daß das damals noch rein deutsche Elsaß den Franzosen zu weiterer gründlicher Entdeutschung ausgeliefert wurde, und daß Preußen die Weststadt Leipzig nicht erhielt.

Das Ergebnis des Wiener Congresses war folgendes: ein österreichischer Kaiserstaat, gleich unfähig, den Oberrhein gegen Frankreich, wie die Türkei gegen Rußland zu schützen; als Wall gegen Frankreich am Niederrhein ein oranisches Königthum, das den Keim des Zerfallens schon bei seiner Geburt in sich trug; am Mittelrhein ein durch den hannoversch-englischen Keil in zwei Hälften zerpaltenen preussischer Mittelstaat von zehn Millionen Einwohnern, welcher durch seine Schwäche auf die brutale russische Schutzherrschaft gleichsam angewiesen war, und endlich eine Spottgeburt von deutschem Bunde, welche nichts daran änderte, daß Deutschland ebenso wie Italien nur als ein geographischer Begriff galt. Ein fester politischer Kern in Mittel-Europa existirte nicht. Wenn Rußland und Frankreich sich über eine Theilung Mittel-Europas geeinigt hätten, so gab es keine Macht, welche sie daran hindern konnte. Daß ein solches Bündniß trotz verschiedener dazu genommener Anläufe nicht zu Stande gekommen ist, das ist das zweite große Glück, welches Preußen von der Vorsehung beschieden war. Wenn wir heute auf diese glücklich vorübergegangene Gefahr zurückblicken, so begreifen wir kaum, wie unsere Großväter und Väter es fertig brachten, eine Nacht ruhig zu schlafen.

Der dritte große Glücksfall war die zufällige Trennung Hannover's von England, welche das politische Interesse England's an der Schwäche und Zerissenheit Deutschlands beseitigte und nur das commercielle bestehen ließ. Der vierte war der ungarische Aufstand, welcher Oesterreich so lähmte, daß es auf die Rache für Preußen's Spiel mit dem Kaisergedanken verzichten und sich mit einer moralischen Demüthigung des Gegners in Olmütz begnügen mußte. Der fünfte war das Emporkommen Napoleons III., welcher die continentalen europäischen Großmächte in der Reihenfolge ihrer Machtstellung vornahm, also zunächst Rußland und Oesterreich beschäftigte und schwächte, und uns in dem Königreich Italien einen künftigen Bundesgenossen gegen Oesterreich schuf. Der sechste war die Verstrickung Napoleons in das mexicanische Abenteuer, wodurch er gehindert war, den preussischen Siegen gegen Oesterreich ein entschiedenes Holt zu gebieten und uns vier Jahre Erholungszeit zwischen dem österreichischen und französischen Kriege gewährte.

Durch diese wunderbare Verkettung von Glücksfällen, von denen ich nur die allerwichtigsten hervorgehoben habe, kam es, daß Preußen Zeit gewann, um ohne Gebietszuwachs aus einem verarmten kleinen Mittelstaate von zehn Millionen zu einem an die Grenze der Großmachtstellung vorgedrängten wohlhabenden Staate von zwanzig Millionen auszuwachsen, ehe ihm die Nothwendigkeit auferlegt wurde, den unvermeidlichen Kampf um die Hegemonie in Deutschland mit Oesterreich auszufechten, und daß es sich auf Grund des in diesem Kampfe errungenen Sieges zu einer wirklichen und zweifellosen Großmacht von dreißig Millionen unter dem

Namen eines norddeutschen Bundes erweitern konnte, ehe Napoleon daran ging, auch mit ihm die Abrechnung vorzunehmen. Daß ihm bei diesen Kämpfen um's Dasein überhaupt der Sieg verbleiben konnte, verdankt es wesentlich der emsigen Friedens-Arbeit seines Volkes auf wirtschaftlichem und culturellem Gebiete, weil aus diesem die rasche Steigerung der Volkszahl, des Volkswohlstandes und der geistigen Volkskraft entsprang; daß aber diese Siege mit einer Schnelligkeit und Eleganz erfochten wurden, welche die Verstärkung der Gegner durch hinzutretende Bundesgenossen hinderte, das verdankt es allein der Tüchtigkeit der militärischen Vorbereitung, und diese ist wesentlich das persönliche Werk des Königs Wilhelm.

Die Militär-Organisation, welche sich im Jahre 1816 das verarmte Preußen von zehn Millionen Einwohnern gegeben hatte, war damals eine schwer drückende Rüstung gewesen; aber die fast verdoppelte Volkszahl war im Jahre 1859 über diese Rüstung hinausgewachsen. Wenn das innere Wachsthum Preußen's auch als entsprechende Steigerung der militärischen und politischen Machtstellung zur Geltung kommen sollte, so mußte der Verdoppelung der Volkszahl auch eine Verdoppelung der Regimenter folgen. Die öffentliche Meinung aber forderte im Gegensatz hierzu einstimmig eine Erleichterung der Militärlasten. Der Prinz von Preußen hatte im Jahre 1849 bei dem Kampfe gegen die Aufständischen in Baden den Eindruck gewonnen, daß die aus Ersparnißrückichten von seinem Bruder thatsächlich eingeführte zweijährige Dienstzeit nicht genügend sei, um den Truppen die wünschenswerthe militärische Ausbildung zu gewähren, und die Mobilmachungen von 1850 und 1859 hatten gezeigt, in wie trauriger Verfassung in vieler Hinsicht unsere militärischen Verhältnisse sich befanden. Wir können unser Glück nicht laut genug preisen, welches uns die Erprobung der damaligen militärischen Leistungsfähigkeit im Ernstfall ersparte und uns Zeit gewährte, um die bei jenen beiden Mobilmachungen zu Tage getretenen Mängel gründlich abzustellen. Aber die politische Lage in den Jahren 1859 und 1860 war auch derart, daß kein Augenblick zu verlieren war, wenn wir nicht in der Krisis der Umgestaltung von den Ereignissen überrascht werden sollten. Erst sechs Jahre hatte die Reorganisation Zeit gehabt, zu wirken, als sie berufen wurde, ihre Probe zu bestehen. Wo wäre Preußen heute, wenn König Wilhelm sich vor dem stets erneuerten Ausdruck des einheitlichen Volkswillens gebeugt hätte, anstatt der von seinem Gewissen ihm vorgezeichneten Regentenpflicht zu folgen? Nichts hat dem monarchischen Princip in Preußen so großen Vorschub geleistet, als die Klar zu Tage getretene Thatsache, daß in diesem schweren und langen Conflict zwischen Fürst und Volk der erstere in der Sache Recht behielt, und das letztere im Irrthum war, wenn auch in formeller Hinsicht der zweifelhafte Buchstabe der Verfassung leicht zu Gunsten seiner Forderungen ausgelegt werden mochte.

Die damals bewährte preussische Militär-Organisation ist seitdem zu so allgemeiner Anerkennung gelangt, daß alle continentalen Großmächte dieselbe in der Hauptsache angenommen haben. Deutschland begnügte sich zunächst damit, die Friedenspräsenz-Ziffer seines Heeres mit der fortschreitenden Steigerung seiner Volkszahl im Einklange zu halten; aber die wachsenden Anstrengungen Frankreich's und Rußland's, und die zunehmende Gefahr einer Verbindung Beider nöthigten schließlich dazu, die lange Dienstverpflichtung der alten preussischen Militär-Organisation, welche bei Errichtung des norddeutschen Bundes auf zwölf Jahre abgekürzt war, in ihrer Ausdehnung auf das ganze deutsche Reich wieder herzustellen. So schloß die Regierungszeit Wilhelms I. ebenso mit einer Militär-Organisation, wie sie mit einer solchen begonnen hatte. Aber die Ansichten hatten sich verändert durch die Erfahrungen, welche das Volk unter seiner Regierung gemacht hatte. Nicht nach siebenjährigem mühsamen Ringen, sondern in einmaligem, einmüthigem Beschluß wurden die geforderten neuen Lasten bewilligt.

Wir wissen nicht, ob die jetzigen Bundesgenossen, welche die Staatskunst des Kaisers und seines Kanzlers uns für die nächste Zukunft gesichert haben, uns auch für eine fernere Zukunft zur Seite stehen werden. Das aber wissen wir, daß im Kampfe um seine Existenz das geeinigte Deutschland von fast fünfzig Millionen jederzeit zu denselben verhältnismäßigen Opfern bereit sein wird, wie das kleine Preußen von fünf Millionen in den Befreiungskriegen, und daß es demgemäß das Zehnfache leisten wird von dem damaligen Preußen. Und wenn die Stunde der Entscheidung schlagen wird, dann wird der Geist Wilhelms des Großen über Deutschland walten und seinen Fahnen den Sieg verbürgen, wie einst der Geist Friedrich's des Großen über dem Preußen der Freiheitskriege. In diesem Glauben blicken wir ruhig und gelassen auf die Feinde ringsum; denn wir sind jetzt, Dank dem Kaiser, „ein einzig Volk von Brüdern“, und wir haben von ihm gelernt, daß Alles darauf ankommt, seine Pflicht in jedem Augenblicke zu thun und bereit zu sein.



Nachdruck verboten.

### Am Eckfenster.

Von Fedor von Zobeltitz.

Das „historische“ Eckfenster, — das ist der Name, unter dem jenes letzte Fenster nach dem Opernhaus zu im Parterre-Geschoße des kaiserlichen Palais zu Berlin nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen civilisirten Welt bekannt worden ist. In keiner Biographie Kaiser Wilhelms ist dieses berühmte Fenster unerwähnt geblieben; Maler und Zeichner haben es mit Pinsel und Stift verehrt, und selbst den fremden Nationen vermittelten die Journale und die illustrierten Zeitchriften in Beschreibung und Bild die Bekanntheit jenes denkwürdigen Plafes, von dem aus der erste Kaiser des neuen Deutschen Reiches sein Volk zu begrüßen pflegte.

Die Straße Unter den Linden ist die vornehmste Berlin's. Sie ist keine Verkehrsader in dem Sinne, wie die Friedrichs- und Leipziger Straße, — das ganze rasch bewegte Leben der Großstadt treibt nur an den Kreuzungspunkten der Linden mit den sie durchschneidenden größeren Straßen über sie hinweg. Sie trägt einen eigenartig exklusiven Charakter. Die breite, von Lindenbäumen eingerahmte Promenade in ihrer Mitte läßt den Blick hinabschweifen bis zu dem, von der im Siegeswagen dahinstürmenden Victoria beherrschten großen Porticus des Brandenburger Thores, und hinauf bis zu den grünen Boskett's des Lustgartens. Stattliche Paläste erheben sich zu beiden Seiten der Straßensucht, und fast bescheiden nimmt sich gegen diese steinernen Kolosse das einstöckige, schlicht gebaute Palais aus, das weiland Kaiser Wilhelms Majestät bewohnte.

Am letzten Fenster im Parterre-Geschoß, — da war der Lieblingsplatz des großen Monarchen. Gegenüber diesem kaiserlichen Fenster sitzt Friedrich der Große auf seinem ehernen Hofsse; dahinter erhebt die Universität ihre stolze Fassade, rechts steigt das Zeughaus empor, und von marmornen Postamenten grünen drüben die Helden des Schwertes jene anderen Helden, die mit der Feder ihre Siege erfochten.

Das kaiserliche Fenster, — wer kennt es nicht, der jemals in Berlin gewesen! In fast allen bekannteren Reisehandbüchern werden die Fremden auf dies historische Eckfenster aufmerksam gemacht, und noch vor kurzem ging eine kleine, — heut o wie wehmüthig berührende Anekdote durch die Zeitungen, laut der Kaiser Wilhelm eine Conferenz in seinem Arbeitszimmer mit den Worten geschlossen haben sollte: „Es ist dreiviertel Eins, meine Herren, da muß ich an's Fenster, denn so steht's im Bäderer!“

Ja, Kaiser Wilhelm wußte, daß zu bestimmter Stunde das Volk darauf harrete, seinen Monarchen begrüßen zu dürfen. Zu mittäglicher Zeit begann, — alltäglich, ob die Sonne lachte und über das Erzbild des großen Friedrich ihre goldenen Flocken streute, oder ob der Regen herniederpeitschte und der Sturm die Baumkronen der Linden schüttelte, — der obere Theil der großen Straße seine Physiognomie zu ändern. Da ward es lebendig ringsum. Zu den wenigen Fremden, die sich gewöhnlich um das Standbild Friedrich's II. zu scharen pflegten, um nach ihrem Handbuche die bronzenen Jüge des Helden und seiner Paladine zu studiren, gesellte sich dann das Volk, — das Volk in allen seinen durch die Erwerbsunterschiede getrennten Abstufungen. Neben dem Offizier in glänzender Galatracht steht da Schulter an Schulter, noch rußbeslekt, wie er soeben aus der Fabrik gekommen, der Arbeiter, neben der Dame aus großer Welt die Handwerker'sfrau. Von seinem nahen Standplatze eilt der Dienstmann heran; die eleganten Spaziergänger, die das Trottoir zwischen der Kranzler-Ecke und dem Opernhause beleben, bleiben stehen, und dicht an ihre Seite drängt sich vielleicht ein Schwarm von Gassenbuben. Arm und Reich und Hoch und Niedrig, was sich immer um diese Zeit in der Nähe der Linden aufhält, hat sich zwischen halb Eins und Ein Uhr vor des Kaisers Palais zusammengefunden. Wie da Aller Augen erwartungsvoll sich nach dem Eckfenster richten, und wie diese Augen glänzen in freudiger Hoffnung! Wie redt man die Hälse, wie hebt man sich auf den Fußspitzen, um nur ja nicht jene kurzen Minuten zu veräumen, in denen des Kaisers mild gütiges Antlitz sich zeigen soll! . . . Die Spannung erreicht den Höhepunkt, wenn in der Ferne Trommelwirbel erschallt und das klingende Spiel der Musik. „Die Wache kommt! Jetzt aufgepaßt!“ und eine freudige Bewegung geht durch die Menge. Auf dem Straßensplaster erklingt der Gleichschritt der heranrückenden Mannschaften, dann ein kurzes Kommando, und die Gewehre werden geschultert, der Degen des die Colonne führenden Offiziers senkt sich zu ehrerbietigem Grusse. Eine tiefe Stille legt sich vorübergehend über die angesammelte Menschenmasse, — aber nun jauchzt es auf, denn drüben am Eckfenster hat eine Hand den die unteren Scheiben verdeckenden weißen Schirm zur Seite geschoben, — das ist der Kaiser! Ueber das theure Greisenantlitz huscht ein Vächeln, da er sein Volk erblickt, und grüßend winkt er mit der erhobenen Rechten. Ein vielstimmiges Hoch ertönt, man schwenkt Tücher und Hüte, man hebt die Kinder empor, damit auch die heranwachsende Generation den großen Monarchen schauen könne, — und nicht enden will der Jubel. . . .

So war es, — und eine jener denkwürdigen Scenen, die

sich alltäglich fast wiederholten, hat Scarbina's Meisterhand auf dem umseitigen Bilde festgehalten, ein Momentbild aus dem Leben der Hauptstadt und doch ein Historienbild im wahrsten Sinne des Wortes.

So war es, — doch so wird es nicht mehr sein. Kaiser Wilhelm, der große Herrscher, der Einiger des Deutschen Reiches, ist hinausgestiegen zu seinen glorreichen Ahnen. . . .

Drei unvergeßbare Stunden, die ich vor jenem historischen Eckfenster verlebte, haften in meinem Gedächtnisse fest, und nie wird die Erinnerung an diese Stunden schwinden, so lange ich denken kann.

Die erste reicht fast zwei Jahrzehnte zurück. Ein Sonntag war's, heiß und glühend, wie die politische Zeitströmung, in die er fiel, — der 15. Juli 1870. In Eins hatte sich jenes welterschütternde Ereigniß abgepielt, dessen Folgen für den Thron der Napoleoniden und für die französische Nation so verhängnißvoll werden sollten, — und, umjauchzt von den Jubelrufen des deutschen Volkes, war König Wilhelm in seine Residenz zurückgekehrt. Max Schneedenburger's fast vergessenes Lied von der Wacht am Rhein klang durch alle Straßen und Gassen der Stadt — Berlin befand sich in einem Taumel der Erregung, wie nur ein großes nationales Ereigniß ihn hervorzujauchern vermag. Erst in späterer Abendstunde war ich von auswärts in der Hauptstadt eingetroffen, und kaum hatte ich den Reifstaub von den Füßen geschüttelt, so machte ich

das im Moment von Mund zu Mund getragen wurde, — zerstreute sich die Menge, lautlos, ohne Gesang, so wie der König es gewünscht hatte, und binnen wenigen Minuten stand der Platz menschenleer. . . .

Das war ein unvergeßbarer Abend für Alle, die ihn miterlebte, — unvergeßbar wie jene andere Stunde, da man an gleicher Stelle Kaiser Wilhelm inmitten seiner Umwelts schauen konnte. Um die Mittagzeit eines Februartages war es, — kaum vier Wochen sind seitdem verstrichen. Mit klingendem Spiel zog die Wache auf, und in breiten Fluthen wellte wie immer die Menge der Colonne nach. Als die Wack-Kompagnie am Palais vorüberdefilirte, erschien, wie man dies gewohnt war, des Kaisers Majestät am Eckfenster, doch welch freudiges Erstaunen malte sich in den Gesichtern Aller, die diese kleine Scene beobachten konnten, als man rechts und links neben der hehren Gestalt des hohen Herrn drei lockige Kinderköpfchen auftauchen sah! Drei rosigte Gesichtchen mit vor Erregung lebhaft gerötheten Wangen und mit blühenden Augen, — das war die Zukunft Deutschlands, die da mit dem greisen Herrscher gemeinsam das Volk begrüßte! In Wahrheit, — nichts Schöneres im edelsten Sinne und nichts Lieblicheres ließ sich denken als diese seltene Gruppe. Des Kaisers Arm umschlang seine Umwelts, und dicht schmiegte sich die kleinen Prinzen an ihn an. Prinz Wilhelm, der Älteste, legte militärisch salutirend die Hand an den Blodkopf, und seine kleineren Brüder winkten mit beiden Händchen zugleich dem jubelnden Volke zu. Eine tiefe Rührung überkam mich beim Anblick dieses Bildes. „Gott erhalte sie uns“, hörte ich vor mir eine Stimme sprechen, und im innersten Herzen klang dieser Wunsch mir nach.

Das war das letzte Mal, daß ich den Kaiser Wilhelm am Eckfenster seines Heime gesehen, — wer konnte denken, daß so schnell der bleiche Tod durch diese Räume schreiten würde! Furchtbarer und trasser läßt sich der Unterschied zwischen blühendem Leben und der Vernichtung nicht denken, als ihn der Blick auf dies berühmte Eckfenster an jenem so eben geschilderten Tage und am Abend vor dem Ableben unseres geliebten Kaisers kundgab. Als ob auch der Himmel an unserm großen Schmerze Theil haben wollte, so strömte an diesem Abend der Regen herab. Durch die ganze Natur ging ein Frösteln, ein Todesahnen. Die Sterne wollten nicht leuchten, und des Mondes Licht wurde durch dichte Wolkenschleier verdeckt, die sich hoch aufstürzten am Firmament zu riesenhaft phantastischen Bergen. Und wieder fluthete Unter den Linden die Menschenmenge auf und nieder, eine ungezählte schwarze Masse, über der tiefes Schweigen lag. Wie sonst hatten um das Denkmal Friedrich's des Großen sich die Menschen gestaut, und wie sonst starrte man hinauf nach dem wohlbekannten Fenster, als ob sie sich dort zeigen müßte, des geliebten theuren Kaisers Gestalt, sein gütig freundliches Angesicht. Es war, als ob man nicht fassen konnte, daß auch diese große Menschennatur den ewigen Gelehen unterworfen sein sollte. . . . Im Palais leuchteten die Lichter auf, — schweigend sah es die Menge. Das ganze Haus strahlte im Kerzenlichte. In den oberen Prunkgemächern schimmerten die rothen Damastportieren, und durch die Glasüren des Porticus konnte man das Vestibül übersehen. Auch am Eckfenster brannte ein Licht, die grünbeschilderte Arbeitslampe des sterbenden Kaisers. Dieses einzelne Licht erschien wie abgefordert von allen übrigen, es glüht einem erlöschenden Sterne. Und in Wahrheit, — da drinnen im Kaiserhause erlosch ein Stern, wie er leuchtender nie an Deutschlands Himmel gestrahlt hatte. Die beste und größte Seele ging zum Frieden ein.



Das historische Eckfenster im Palais Kaiser Wilhelms. Von F. Wittig.

Nachdruck verboten.

### Siegreich und groß.

Von Carl Bleibtreu.

„Ich habe jetzt keine Zeit, müde zu sein!“ So sprach ein sterbender Patriarch, dessen Jahre ein gütiges Geschick weit über des Psalmisten Alter seinem dankbaren Volke erhielt. Noch die letzte entfliehende Kraft zusammenfassend, weilte sein reiner Geist nicht bei dem vergänglichem Ich, wie es die Art unserer kleinen und kleinlichen Menschennatur. Noch im Sterben lebte er nur für das Allgemeine, das Große und Unvergängliche. Dem Vaterlande blieb noch sein letztes Sinnes und Denken geweiht, tren dem Wahlspruche seines Ahnherrn, tren dem Testament des großen Königs, das als mahnende Vorschrift allen Monarchen Preußens gilt: als erster Diener seines Staates sich bis zum letzten Athenzuge dem Wohle des Volkes zu weihen.

Deutschland genos das Glück, dasjenige Geschlecht auf den Schild zu erheben, das, wie kein anderes, herrschen darf kraft des Vorrechtes der Weisesten und Besten. Von Friedrich I. und Joachim I. bis auf Friedrich Wilhelm I. und Wilhelm I. zeitigte das Haus der Hohenzollern die gewaltigsten Herrschergeister der neueren deutschen Geschichte, und in der Mitte dieses erlauchten Kreises zwei Genies vom höchsten Range. Sie heißen die Großen, — der große Kurfürst und der große König. Und ihnen reißt sich heute würdig im Pantheon des Ruhmes als Dritter an der große Kaiser.

Ja, der Große! Nicht „der Eroberer“, „der Siegreiche“, „der Weißbart“, „der Friedensfürst“, wie man sonst ihn noch nennt, — dies Alles berührt nur Theile seines Weisens, sondern „der Große“ wird er heißen auf den Blättern der Geschichte. Wenn je ein Herrscher diesen Beinamen verdiente,

mich auf den Weg nach den Linden. In ungeheuren Menschenmassen wogte es die Straße auf und nieder, und schon aus der Ferne hörte ich den braulenden Gesang jenes zur Nationaldichtung gewordenen Liedes, das in diesen großen Tagen im Süden des Rheins so gut wie hoch oben an den Dänen der Nordsee erklang. Die Dämmerung fentte sich bereits auf die Straßen Berlin's herab, hie und da flackerten schon die Gasflammen auf. Eingezwängt im Menschenstrom, wurde ich die Linden hinaufgetrieben, und ehe ich selber wußte, wie ich so schnell dazu gekommen, stand ich dem Palais gegenüber an der Statue des großen Friedrich. Zu dichten Massen hatte sich hier das Volk zusammengehaart, aber man achtete der Enge nicht; waghalsige Buben waren auf das Postament des Erzbildes König Friedrich's hinaufgeklettert und schwenkten von hier aus ihre Hüte. Plötzlich wurde es still, todenstill, — wenn auch nur für einen kurzen Moment. Am Eckfenster des Palais erschien eine hohe Greisengestalt in fest geschlossener Uniform und winkte dem Volke zu. Und nun brach der Jubel von Neuem los, — das war kein Hurrahrufen mehr, das war ein einziges und doch tausendstimmiges Jauchzen, das war ein Klang aus tiefstem Volksherzen! Und immer und immer wieder nickte und winkte der König; dann und wann trat er für einige Augenblicke vom Fenster zurück, um mit den tiefer im Zimmer Stehenden einige Worte zu wechseln, aber sobald draußen der Sturm der Begeisterung sich stärker und kräftiger zu äußern begann, erschien er abermals und grüßte von Neuem. Erst als ein Adjutant auf die Rampe trat, um den Nächststehenden zuzurufen, Se. Majestät bitte um Ruhe, da er nachtsüber noch Wichtiges zu arbeiten habe, — ein Wort,





Ein Blick aus Kaiser Wilhelms Fenster. Von Franz Starbina.



# Kaiser Wilhelms Tod.

Den Frauen.

Zusammen auf den Gassen steh'n alle Leute schon,  
Und drinnen im Gemache klingt dumpfer Klage-ton,  
Die Trauerglocken läuten hin über's deutsche Land,  
Und schwarzbewimpelt fahren die Schiffe hin zum Strand.

Ein Wort nur wird vernommen; es ist ein kurzes Wort,  
Und Einer giebt's dem Andern mit leisem Seufzen fort:  
Nun ist dem Vaterlande gekommen große Noth,  
Der unser Held und Vater, Kaiser Wilhelm, ach! ist todt.

Wer wird das Reich nun schützen, das er so stolz gebaut,  
Auf den in allen Sorgen still hoffend wir vertraut?  
Wo schlägt für Deutschlands Ehre jetzt noch ein gleiches Herz,  
Fühlt mit für seine Leiden und für der Armen Schmerz?

Wir waren stolz vor Allen, nun sind wir arm und schwach,  
Seh'n einem lichten Tage, der scheidet, weinend nach,  
Von uns ist nun gewichen der Hoffnung starker Geist,  
Muthlos sind wir geworden, denn Deutschland ist verwaist.

So klingt es in die Glocken und in den Trauerchor,  
Und immer wieder brechen die Seufzer klagend vor.  
Doch wie die Jähren fallen, wird sanft das Herz und weich:  
Ward ihm nicht seine Stelle in Gottes schönem Reich?

Wohl ist er uns genommen, wohl ist er uns geraubt,  
Doch schaue kühn nach oben, wer noch an Großes glaubt.  
Von Oben kommt doch Alles, was herrlich ist und groß —  
So muß es wiederkehren in seines Vaters Schoß.

Und ist nicht in uns selber Etwas, das aufwärts strebt,  
Gefühlt mit seinem Kaiser, und was für ihn gelebt?  
Das ist noch nicht gestorben, das ist von ihm ein Theil,  
Und weiter durch die Jahre noch lebt's zu unserm Heil!

Im Buche der Geschichte ist kalt nur der Bericht,  
Von Herz zu Herzen gehen kann solche Kunde nicht.  
Und grüßt es einst die Männer als kaltes Denkmals-erz:  
Doch wärmer will es fühlen das zarte Frauenherz.

Hatt' es nicht auch der Kaiser aus seiner Mutter Mund,  
Ward ihm aus ihren Augen nicht Deutschlands Elend kund?  
Nicht Friedrichs ein'ge Größe, nicht Preußens tiefe Schmach?  
O Königin Luise, gelebt hat Dir er nach!

Wie selber wir ihn schauten, der edlen Vorzeit gleich,  
So woll'n wir zu ihm halten, zum Kaiser und zum Reich,  
So soll es einst vernehmen beid' Kind und Enkelkind,  
Was es für große Tage dereinst gewesen sind.

Und manche künst'ge Mutter, die jetzt noch kindlich lauscht,  
Wenn für den Ernst des Lebens Erfahrung sie getauscht,  
Dann soll sie ihre Kinder erzieh'n in guter Zucht,  
Daß eine große Vorzeit bringt immer neue Frucht.

Jung wird dann ewig bleiben, ob auch Die wieder alt,  
Der Größte aller Kaiser, des Helden Lichtgestalt,  
Und Herzen sollen schlagen, gedenken sie daran,  
Was Kaiser Wilhelm Großes für unser Volk gethan.

Hans Herrig.

so war es Er; wenn je ein Mensch wahre Größe verkörperte, wer möchte wohl ihm diesen Zoll bewundernder Ehrfurcht versagen! Einem solchen Héros aber wird man nur gerecht, wenn man ihn mit derselben Klarheit und Redlichkeit kennzeichnet, die sein eigenes Wesen ausmachte. Nicht mit byzantinischen Phrasen soll dieser große Herrscher der Germanen von seinen verwaisten Mannen gefeiert werden. Sein großes Herz, das Eitelkeit verschmähte und Schmeichelei verachtete, hätte am wenigsten daran Gefallen gefunden, wenn man ihn mit jenen Genies vergliche, denen er so oft allein die Ehre gab.

Unvergesslich blieb es allen Hörern, als der Kaiser bei einer Besichtigung der Feldherrn-Halle des Zeughauses, die er mit gewohnter jugendlicher Rüstigkeit abhielt, plötzlich aus dem Stegreif mit der ihm eigenen erhebenden Redegewalt darauf hinwies, daß jene Gründer der preussischen Großmacht härter gekämpft und schwerer gelitten, als ihre glückgezeichneten Enkel. Er in seiner Nachfülle gedachte mit beiderseitiger Verehrung jener zwei Gewaltigen, denen die Geschichte ihn dennoch als Ebenbürtigen anreihen wird.

Bei der Abwägung und Werthung eines Herrscher-Berdienstes muß man stets die Umstände in Berechnung ziehen, ob diese günstig oder ungünstig lagen. König Wilhelm fand Preußen in tiefster Erniedrigung und führte es aus denkbar ungünstigsten Verhältnissen, im Kampfe mit dem Innern wie mit dem Auslande, zu der ihm gebührenden Welt-Hegemonie empor.

Dies aber wurde ihm nur möglich, weil sein Streben sich in wunderbarer Weise mit dem geschichtlichen Drehungsgefesse verschmolz, das unser Vaterland mit einem Male zu seiner jetzigen Stellung erheben mußte.

Die Astronomie ist längst im Stande, wichtige planetarische Ereignisse viele Jahre vorherzusagen. Einst werden unsere Vordersagungen in anderen Dingen ebenso genau eintreffen, sobald die geistige Wissenschaft ähnlich fortschreitet. Denn es herrscht eine gleichmäßige Regelmäßigkeit, wie in den Naturbewegungen, so auch im Geistesleben. Ueber allen Dingen schwebt die gleiche unerschütterliche Ordnung. Daher scheint Ordnungssinn ein Haupt-Attribut aller begnadeten Heroen. Und als ein solcher Vertreter und Lehrer der wahren Ordnung wird Kaiser Wilhelm durch die Geschichte der Menschheit wandeln.

Die wahre Ordnung aber wird nur durch steten Kampf gewonnen. Selbst das heilige Licht, das uns Lebensbedingung, bedingt ja Bewegung: Wärme ist Licht in Ruhe, Licht ist Wärme in reisender Bewegung. So ist das bewegte Genie nur eine Metamorphose der stillen, vorbereiteten Wärme seiner Zeitumgebung. Und so betätigte sich denn das große kaiserliche Licht, das unter uns gestrahlt, durch die ununterbrochene Bewegung einer allumfassenden Thatkraft und Arbeitslust. Aber die geringste Bewegung des kleinsten Körpers in weitester Ferne bildet eine Ursache ewiger Folgen. Kein Körnchen von der großen Gesamtheit kann getrennt werden, ohne den ganzen Bau zu stören. Darum erscheint die Ueberhebung jeder Größe als eüler Wahn, da alles Existierende in gleichem Maße dem großen Endzwecke dient. Diese Erkenntniß aber pflückt gerade die größten Menschen, die wehevoll auf den Höhen des Daseins wandeln, und so reiste in Wilhelm dem Großen jene milde Demuth, welche jeden Größenwahn für immer abschwört.

Dieser Ordnungssinn, diese Thatkraft und diese Selbstlosigkeit vereinten sich denn zu einer Ruhe des Willens und Weisheit des Wollens, die ihn unbeirrt durch alle Stürme des Unglücks und der Verleumdung wie durch allen Sonnenglanz des Ruhmes und der Bewunderung geleitete. Wenn man Wilhelm den Einiger auch nicht zu jenen Wenigen zählen will, in welchen die intuitive Schöpferkraft des Genies sich ausprägt, so muß er dennoch zu den genialen Naturen gerechnet werden. Denn in ihm stieg die moralische Größe zu einer so erhabenen Höhe, daß sein Charakter-Genie die gleichen Symptome aufwies, wie das intellectuelle Genie. Dieses selbst wird nicht geboren, sondern nur die Anlage dazu. Wir finden da-

ber in der Laufbahn jeder genialen Persönlichkeit, — feige sie nun Shakespeare oder Cäsar, Goethe oder Friedrich, — die merkwürdige Thatsache verzeichnet, daß ihre Fähigkeit sich zwar unaufhaltbar, aber erst allmählich entfaltet. Originale Fortentwicklungsfähigkeit bildet hier das eigentliche Merkmal und stempelt das Leben einer solchen begnadeten Natur zu einem symbolischen Zeugen der Evolutions-Theorie.

So gewann denn auch der gewaltige Charakter des vorblühenden Herrschers erst in ununterbrochenem Steigen seine ganze Fülle und Reife, und stellt eine Kette stetiger Selbstläuterung dar. Denn wir beginnen in jedem Beruf als Anfänger, — kümpernd beginnt das Kind den Lebensberuf, in welchem der reife Mann sich als Künstler erweisen soll. Nur die vererbten Anlagen bleiben von Anbeginn bis Ende, und so auch befähigte Wilhelm den Großen zur höchsten Kunst, der Selbstdarstellung einer heroischen Männlichkeit, vielfache Vererbung.

Von Friedrich Wilhelm III. erbt sein großer Sohn die letzte Rechlichkeit der Gesinnung, den Sinn für bürgerliche Tugend, die Sorgfalt und Rücksicht für alle Kreise des Staatshaushalts. Seine vergötterte Mutter, die hochherzige Königin Luise, hinterließ ihm als freundliches Erbtheil die lebenswürdige Güte und Leutseligkeit, das tiefe Gemüth, den frischen Humor, das warm Schwungvolle, die fortwährende Beredsamkeit, und vor Allem und über Alles die hingebende Liebe zum Vaterlande.

Sein eisernes Pflichtgefühl brauchte er freilich nicht von dem pflichtstrengen Vater zu erben. Denn dies gilt mit Recht als Erbtheil aller Hohenzollern, nicht minder der hohe persönliche Muth. Auch diesen besaß Friedrich Wilhelm III. in besonderer Maße. Schon bei Auerstädt sich ungewöhnlich aussehend, ritt er bei Lützen heldenhaft in's dichteste Gesicht hinein und entschied bei Bar-sur-Aube durch persönliche Eingreifen den Gewinn der Schlacht. Sein gefundenes militärisches Urtheil führte auch die Niederlage Vandamme's bei Kulm herbei.

Unter diesem merkwürdigen Monarchen legte der siegumstrahlteste Heerführer deutschen Stammes, der für alle Unbill Preußens und Deutschlands als Rächer stehen sollte, seine erste Waffenprobe ab. Bei Bar-sur-Aube erhielt der blutjunge Prinz seine Kriegstaufe im Kleingewehr-Feuer. Und wenn man Kaiser Wilhelm, dem vollendetsten Soldaten seiner Armee im tactischen Dienste, auch nicht die strahlende Feldherrn-Begabung nachrühmen will, welche seine beiden großen Ahnen besaßen, so konnte er sich doch mit Napoleon und Scharnhorst messen als kriegerischer Organisator. Und wie denn alles Herrschertalent im Grunde auf dem Organisations-talent beruht, so bewies er das letztere in allen Zweigen der Staatsverwaltung in einem Grade, wie kaum je ein Herrscher. Eine Arbeit des Lieutenants v. Moltke genügte ihm, um in jenem das führende strategische Genie unserer Epoche zu erkennen; wenige Unterredungen mit dem Commissar v. Bismarck enthüllten seinem untrüglichen Scharfblick den leitenden Staatsmann der Zeit. Ueberall und allerorts fand er seine Scharnhorst und Stein und Blücher, deren Wirken er mit neidlosem Wohlwollen förderte, nie seiner eigenen Größe Verherrlichung, sondern immer nur die Verherrlichung seines Staates im Auge.

So verschmolzen sich in ihm die Tugenden von Vater und Mutter, doch vervielfacht und gesteigert. Auf der Grundlage einer so glücklichen Wesensart wuchs er zu reifster Menschlichkeit empor. Die Mutter hatte den Jüngling gemahnt, die Waffenehre Preußens wieder herzustellen. Aber nicht die bloße soldatische Bravour sollte den Muthbereich des neuen Hohenzollernkönigs begrenzen, sondern sein Heldenherz entzündete sich zu größtem moralischen Muth an der Menschheit höchsten Fragen. Der festenergische Prinzregent wurde größer als der Prinz von Preußen, dieser ehrliebende Ritter ohne Furcht und Tadel; der hochherzige König wurde größer als der Prinzregent, und größer, als Wilhelm der Siegreiche, wurde Kaiser Wilhelm, der Friedensfürst. Wohl vertrat er

bis 1870 in erster Linie das Interesse Preußens, dann aber wurde er ganz Deutscher. Und doch, — war er es nicht stets gewesen, hatte er nicht stets wie Wenige für das ganze große Vaterland gefühlt? Wer war es, dessen ritterliches Herz für den Kampf der uniederdrückten Stammesbrüder in Schleswig-Holstein schlug? Wer war es, der endlich 1864 diese alte Liebe glorreich erzwang?

So wuchs er bis zuletzt mit seinen Zielen, um in tiefinniger Erkenntniß der sozialen Frage zu gipfeln, deren Lösung er vorzeichnend seinen Nachfolgern hinterläßt.

Als Symbol der auferstandenen Herrlichkeit des Reiches deutscher Nation, hat er alle Geschicke des Vaterlandes von 1806—1870 in sich durchlämpft. Und je älter er wurde und je schwerer seine Bürde, um so milder und gütiger wurde sein väterliches Gemüth. Wohl erfüllte ihn das würdevolle Bewußtsein, daß er sichbarlich ein Götterlocher, daß ihm eine hehre Mission beschieden sei. Aber demüthig fühlte er sich nur als ein Gefäß der göttlichen Gnade; in maßloser Vornehmheit, ein Kriegsmann des Allerhöchsten, stand er auf seines Thrones Stufen.

Man hat ihn mit Karl dem Großen, mit Friedrich Barbarossa verglichen. Aber diese Fürsten, ihm vielleicht an durchgreifender Genialität der Initiative überlegen, waren gewaltthätig und oft verblendet von Herrschbegier. Weit treffendere Rehnlichkeit möchte er beanspruchen mit jenem ersten norddeutschen Kaiser, dem wahren Gründer des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, mit Otto dem Großen. Wen heimelt es nicht vertraulich an, wenn dessen Biograph, Widukind von Corvey, von jenem berichtet: „Er war sehr fromm, freigebig, und wenn er nicht die Strenge eines Königs zeigen mußte, immer heiter. Er schlief sehr wenig. Er besaß eine bewunderungswürdige Fassungskraft des Verstandes. Dem Vergnügen der Jagd ergab er sich gern, auch die Freuden der Tafel liebte er und übte die Keufkunst, Alles aber mit königlichem Ernste. Sein äußeres Ansehen war dem eines Monarchen angemessen. Er hatte graues Haar, glanzvolle blinkende Augen und ein blühendes Angesicht.“

Er ist nun dahin. So hoch die ehrwürdige Gestalt über die Grenzen menschlichen Alters hinweggerückt erschien, hatten wir uns gewöhnt, ihm eine noch höhere Lebensdauer zu verbürgen. Ob schon jedes Jahr, das ihn in unserer Mitte weilen ließ, als ein besonderes Gnadengeschenk der Vorsehung begrüßt wurde, hat der Tod des Patriarchen, dieses Altmeisters deutscher Tüchtigkeit, die Völker erschreckt wie eines Erzengels Bossum. Das milde kaiserliche Licht ist ausgelöscht; Wilhelm der Gerechte, Wilhelm der Große wird nie mehr das Herz seiner deutschen Kinder erquiden in irdischer Leibhaftigkeit. Er ist verammelt zu seinen Vätern, nicht nur den Ahnen seines Geschlechtes, sondern zu der heiligen Gemeinde aller Großen und Guten, die vor ihm auf Erden gewandelt. Aber sterben kann nur, was an ihm irdisch war. Sein hoher Geist lebt, so lange deutsche Sprache klingt, die er so bereich in Wort und Schrift gemeinert. Sein Blut walt in unseren Adern, sein Name schwebt als Schlachtruf um die kaiserlichen Adler unserer sieggewohnten Banner. Drum seien die Thronen gestillt, die so zahllos, so aufrichtig an seiner Bahre flossen! Ihm würde Klagen Unrecht thun, mit Thaten sei sein glorreich Andenken gefeiert!

Noch sind unsere Schmerzen nicht erschöpft; gewitterschwül dunkelt am Horizonte. Lasse man uns in Ruhe unsere Todten betrauern. Wenn aber der Fremde wähnt, er dürfe strafflos unsere Trauer stören, so mag er inne werden, daß Kaiser Wilhelm noch heute lebt, wie immer. Barbarossa's Leiche nahmen die Kreuzfahrer in ihre Mitte und fochten ihr Bahn mit ehlichen deutschen Hieben. Und wenn je ein anderer unserer Herrscher zu den Waffen ruft, so wird das Bild des todtten Kaisers als Palladium uns um sich scharen, und antworten wird der alte deutsche Ruf: Es lebe der Kaiser!



Rachdruck verboten.

### Ein Königswort.

Tagebuchblättern aus den sechsziger Jahren nachgezählt von Ernst Remin.

12. August.  
 Nun sind wir schon über sechs Wochen hier, und noch immer habe ich mich in unsere neue Heimath nicht eingewöhnt. Diese tolle, endlose sibirische Steppe und meine liebe freundliche Thüringer Waldlandschaft, — der Unterschied ist auch zu groß! Dabei hängen die Leute hier mit derselben Anhänglichkeit an dem dürftigen Boden, der sie von Kindesbeinen an mit schlechten Kartoffeln nährte, wie wir an unserm schöneren und romantischeren Heimathlande, — es kommt also nur auf die Eingewöhnung unseres Herzens an. Und da ich tapfer bin, — wenigstens nennt mich Papa oft genug seine tapfere Frieda, seine treue rechte Hand, — so wollen wir das sehnüchliche, unzufriedene Herz schon discipliniren! Schwester Charlotte lebt hier auf Lusino wie daheim ihr eigenes stilles Dasein, das einer feinen, sanften, nur für sich blühenden Sinnpflanze, — sie vermisst den stets auf dem Felde beschäftigten Papa auch weniger als ich. Eigentlich ist ja Papa viel zu schade für seinen hiesigen Beruf, sein eigener Oberinspektor zu sein, — aber es ist seine Pflicht. Warum unterstreiche ich seltsames Mädchen dies Wort? Nun, es ist eine alte Gewohnheit, und sicher eine unschädliche. . . .

14. August.  
 Zwei Ueberraschungen, — zwei große Ueberraschungen hat dieser 14. August gebracht. Der „Junke“, wie sie ihn hier nennen, der tolle junge Herr von Grameski, hat sich Mama erklärt, hat um Charlotte's Hand angehalten. Ich war überrascht; Maximilian von Grameski und meine Schwester Charlotte, — ich hätte nie geglaubt, daß diese beiden Menschen einander gefallen könnten. Da liegt sein Bild vor mir, das er meiner Charlotte geschenkt hat. Er ist wie schäumender, junger Wein; feurig, wild, von der „schwarzen“ Rasse, wie ich mit einem edlen Ungarn denke, mit rollenden Augen, sobald sein ewig unruhiges Herz aufwacht, mit kurzen schwarzen Locken, ledern Schnurbart, am liebsten gepoltert und zu Pferde. Ich muß sagen, seine Art gefällt mir gut; und ich ahne mehr in ihm, als den ritterlichen Sausewind, den Husaren, der er auf den ersten Blick scheint, — es liegt in seinen Augen, in dem seltsamen Bau seiner Stirn etwas Venauisches. Wir haben noch nie einen Vers von ihm zu hören bekommen, — aber ich weiß ganz genau, — Maximilian von Grameski trägt in seinem Herzen viele von jenen dunklen, tiefen, schwärmerisch-melancholischen Regungen sich selbst unbewußt mit sich herum, wie sie ein echtes Dichterherz füllen. Dieser Mann nun hat sich unsere blonde, zarte, kleine Charlotte gewählt, das stille Mädchen, in der Alles so klar, so weich, so rein und heiter ist, wie das milde Sonnenlicht eines Frühlingsmorgens, die einhergeht wie eine Personifikation des Sonntagsfriedens! Wie wollen diese beiden Menschen mit einander harmoniren? Wie soll sie die geheimen, oft phantastischen Regungen seiner Seele errathen und verstehen, wie oft wird er mit seinem Ungeßüm sie erschrecken, bis vielleicht die kleine Sinnpflanze sich ganz in sich selbst zusammensieht! Lebt sie doch jetzt schon beinahe einsam unter uns, obwohl Papa, Mama und ich alle mal zu ihr kommen „à petites do velours“, sozusagen auf Filzschuhen! — Was ist das nun, Frieda, tapfere Frieda, Du hast Deinen Kopf auf die Arme gelegt und ein paar dumme Thränen geweint? Warum? Ist es wirklich nur die Sorge um Deiner Schwester Geschick, oder weshalb sonst ist Dein Herz plötzlich so schwer, so schwer? Sei ehrlich, Frieda, ehrlich gegen Dich selbst! Schreibe den Grund, den wahren Grund dieser plötzlichen Betrübnis nicht nieder, aber gesteh ihm Dir offen ein! Und dann denke daran, daß Du noch vorgerstern das Wort Pflicht in Deinem Tagebuche unterstrichst! Aus alter Gewohnheit! —

Maximilian von Grameski ist der Erste gewesen, der uns hier aus der Nachbarschaft besuchte, nachdem er Papa auf dem Felde kennen gelernt. Seitdem kam er öfter und öfter. Ich glaube, die Eltern waren auf eine Erklärung vorbereitet, sie wußten wohl nur das Eine nicht: welcher von beiden Schwestern seine Werbung galt. Mit Charlotte scherzte er und neckte er sich ein wenig, mit mir plauderte er ernsthaft. Mir war, als erschöpfe er mir seine Seele immer tiefer und ehrlicher, je mehr wir verkehrten. Nun, es ist mir jetzt klar, — er suchte nur eine Art guten geschwisterlichen Verhältnisses zwischen ihm und seiner zukünftigen — Schwägerin anzubahnen. —

Und die andere Ueberraschung? Papa kam heute Morgen mit einem großen Brief zu uns herüber. Sein Gesicht strahlte. Das Hofmarkhallamt fragt an, ob wir für einen Theil des Randers für Seine Majestät den König im Schlosse würden Herberge schaffen können. „Kinder, welche Ehre! Unser Allergnädigster König und Herr will unter meinem Dache absteigen, will eine kurze Spanne Zeit unser Gast sein!“ Wie mit elektrischem Schläge fuhr es uns in die Glieder, als uns der Papa, auf der Schwelle stehend, im Speisesaal diese Mittheilung machte! Jetzt gilt es sich regen. Das Schloß ist ja neu eingerichtet worden, als wir hierher überstiedelten, aber was ist das, wenn wir den König, den König würdig empfangen und bewirthen sollen! Papa ist sofort nach Danzig gereist, um noch rasch Möbel und Stoffe herkommen zu lassen und was sonst für einen solchen Besuch uns fehlt.

Nun wird es bei uns lebhaft werden. Eine Reihe interessanter militärischer Schauspiele wird sich in unserer Umgebung entwickeln; das stille, etwas unheimliche Schloß mit seinen langen, dunklen Corridoren wird von Sporenklirren widerhallen; würdige und bedeutende Männer, lustige junge Officiere werden in Menge mit uns verkehren und unsere Säle mit dem soldatischen Glanze der Uniformen füllen; und vor Allem wird der theure, geliebte Monarch uns die Ehre erweisen, an unserm Tische zu sitzen, — vielleicht, wahrheitsgemäß mit uns, denn seine Milde und Gütigkeit ist ja bekannt. Oder sollte das Ceremoniell es anders verlangen? Nun wir werden ja sehen. . . .

Wird über all dem unruhigen, frohen und glänzenden Treiben der nächsten Wochen auch eines thörichten Mädchens bedrücktes Herz seinen Frieden wiedererlangen? Es soll! —

27. August.  
 Gleich nach Papa's Rückkehr aus Danzig ist Verlobung gefeiert worden. Verlobung! Es war am 21. August. Ich werde den Tag nicht vergessen. —

Welch seltsame Veränderung ist mit diesem Tage in den beiden Menschen, die mir so nahe stehen, vorgegangen! Ich

habe es nicht gewußt, welche eine gesammelte Kraft der Empfindung in meiner kleinen Sinnpflanze verschlossen war, habe nicht geglaubt, daß sie einer so tiefen und starken Liebe fähig wäre, wie sie sie für Maximilian hegt. Sie hat mir ihr Herz geöffnet, — o, daß man einen Mann in so kurzer Zeit so lieb, so unendlich lieb gewinnen kann! — diese Liebe erfüllt des Kindes Seele so ganz, daß ich glaube, sie müßte vergehen, würde sie in ihrer Empfindung getäuscht. Ich habe das stille Mädchen seltsam unterschätzt. Die verschlossene Aroipe ist plötzlich von einem Himmelsstern betropft worden und hat ihr Inneres aufgethan, — und wie voll, wie reich ist dieses Innere, das ich etwas dürftig glaubte! Gott segne sie und behüte sie vor einer Enttäuschung!

Aber was für ein Mann ist Maximilian auch! Es sind die reizendsten Stunden, wenn des Nachmittags Charlotte mit ihrer Engländerin übt, und Maximilian seine Geselligkeit mir zuwendet. Ich habe ihn doch recht beurtheilt, — er ist im Grunde ein tiefer, schwermüthiger Mensch. Wie er so ein russisches Volkslied zu singen weiß! Seine weiche Baritonstimme dringt Einem dann eigen in's Herz, — ich habe noch nie solche innigen, dunklen Töne von einer Männerstimme gehört. Wie glücklich wird Charlotte mit diesem Manne sein! Keulich sprachen wir im Garten vom Glück. „Glück ist Selbstentäußerung“, sagte er. „Es giebt keine Glückempfindung, welche derjenigen gleichkommt, die ein starkes Gemüth bei einer großen That der Selbstentäußerung empfindet!“ Ein Wort, welches mich frappirte. Ist dies ein Gedanke für einen jungen Mann, der eben den Attila des Gardehusaren ausgezogen hat, um seines verstorbenen Vaters Güter zu bewirtschaften?

Es hat sich überhaupt zwischen ihm und mir ein warmes Verhältniß geschwielelicher Jüeneigung entwickelt. Ich bin glücklich darüber. Er schließt mir ehrlich sein Inneres auf, und oft kann ich insofgedessen einen seiner merkwürdigen Gedanken meiner kleinen Charlotte verdolmetzen. Sie hat ihn unaußsprechlich lieb, mit einer tiefen, mädchenhaften Bärtlichkeit, — aber sie ist doch noch sehr jung gegen ihn, — innerlich meine ich, — ein süßes, reines Kind! Oft auch empfinde ich es ihm deutlich an, wenn sich ihm plötzlich die Seele in jenem unerklärlichen dunklen Sehnen dehnt, welches keinen greifbaren Gegenstand hat, sich an eine, nur in der Poesie und nur im Beweise vorhandene Welt vollkommener Schöne voller Ausgeglichenheit richtet und sie in's Diesseits mit mächtigem Drange herabzuziehen trachtet, — eine Empfindung, welche einen Mann zum Dichter macht. Diese seine Stimmung versteht Charlotte nicht. Ich aber kenne sie, fühle es, wenn sie über ihn kommt, und bin glücklich, auch sie, wie oft seine Gedanken, dem Kinde verdolmetzen zu können. Ob sie je dies geheime Leben seiner Seele verstehen lernen wird? —

In fünf Tagen langt der König bei uns an. Schon ist das Dorf mit Einundsechzigern aus Thorn belegt. Das Bataillon aber zieht vorher noch ab und wir bekommen die Stolsper Husaren hierher. Unser Haus ist in Ordnung, — unser theurer königlicher Herr kann einziehen. Der Küster hat der Lusinoer Schuljugend ein Lied einstudirt, das sie beim Einzug des Königs singen wird. Der Parrer hat die Kirche mit Grün geschmückt, denn der Herrscher kommt gerade am Sonntag und wird sicher an unserm Gottesdienste theilnehmen.

3. September.  
 Majestät ist nun schon zwei Tage hier. Welch ein milder, lieber, gütiger Herr er ist! Wir hatten ihm Mama's Bett in seinen Schlafsalon gestellt, allein er hatte gleich heraus, daß es der Hausfrau Lager war und ließ es der Mama wieder in ihr Zimmer schaffen. Er wolle vor allen Dingen, so sagte uns der Flügel-Adjutant, daß wir genau in unserem alten Geleise fortleben und uns in nichts stören ließen, Niemand von uns dürfe seiner gewohnten Bequemlichkeit entbehren. Und so hat er sich ein eisernes Feldbett im Schlafzimmer aufschlagen lassen, welches auf einem Bourgon mitgebracht worden war. Der Kammerdiener hat unserm alten Franz erzählt, der König schliefe immer so. Ich bin mit Charlotte neugieriger Weise gestern Vormittag, während Se. Majestät nach dem Mandoverfelde geritten war, hineingegangen und wir haben, als wir das Bett sahen, uns gestanden, daß es wohl keine von uns darin länger als eine Nacht aushalten würde, so hart und „feldmäßig“ steht des Königs Schlafstätte aus.

Sonntag hat Se. Majestät sämtliche Familienmitglieder bei sich am Tische essen lassen, vielmehr „zur Tafel befohlen“, wie es etiquettemäßig heißt. Außer ihm war nur Exzellenz von Mantuffel da und die Herren, welche bei uns im Hause logiren. Er hatte es so gewünscht, da er uns so wenig Mühe wie möglich machen wollte.

Maximilian hat er sich vorstellen lassen, hat ihn nach verschiedenen Verwandten in der Armee gefragt, von seinem Onkel, der bei den Garde-Rüstkütern steht, gesprochen und ihn schließlich freundlich aufgefordert, seine Bräutigams-Besuche ja nicht „der Einquartierung“ wegen aufzustoden; bei dem Worte „Einquartierung“ wies er lächelnd auf sich selbst und sagte hinzu: „Ich bin auch mal verlobt und Bräutigam gewesen, lieber Grameski!“

Sonntag Abend hat der König mit uns im Familientreife verbracht. Wir Mädchen haben singen müssen. Er sagte einige lobende Worte über unsern Gesang und meinte, Charlotte's Organ erinnere ihn an das seiner Tochter. Es klingt Einem die ersten Paar Mal ordentlich rührend, wenn so ein hoher Herr ganz schlicht sagt: „meine Tochter“, „mein Sohn“. Ich würde mich getrauen, wenn ich einmal einen besonderen Wunsch hätte, dem Könige denselben vorzutragen und würde überzeugt sein, daß er mich mit väterlicher Milde anhörte und meinen Wunsch, wenn irgend möglich, befriedigte.

5. September.  
 Ich komme soeben aus dem Garten. Es ist schon spät, die Gäste im Hause sind bereits im Bette; ich war noch auf ein paar Augenblicke hinaus gegangen, Luft zu schöpfen und alle Aufregungen des Tages von dem weichen Nachtwinde aus meiner Seele wehen zu lassen. Das Leben im Schlosse beginnt täglich schon in aller Frühe, denn der König ist oft bereits um halb sieben Uhr zu Pferde fort.

Ich war müde und hatte mich in unsere Jasmin-Laube gesetzt. Die Rosen dufteten stark; es lag so etwas süßes, betäubendes in der Luft, als hätten alle Nachtblumen ihre Kelche geöffnet und ließen ein Etwas entströmen, wie eine leise, unruhige Wehmuth, eine wünschvolle Bangigkeit, welche sich dann auf das Menschenherz überträgt, so daß es heiß zu walten beginnt.

Wie ich so saß, war mir, als stiegen starke Ströme freien und ungetheilten Empfindens in mir auf, als thäte meine Seele tiefe, tiefe Athemzüge, als wartete ich auf etwas und ersehnte, daß ein Geheimniß, welches in der stillen Luft zu schweben schien, in mir aufginge.

Da kam Maximilian den Gang daher. Sein Tritt war unwillkürlich gedämpft, als fühle auch er sich unter dem Damm des geheimen Nachtlebens der Natur.

Er sah mich und blieb stehen.  
 „Frieda!“ sagte er halblaut und besangen.  
 „Die Nacht ist so schön, still und feierlich, — stört es Sie, wenn ich noch etwas bei Ihnen bleibe?“ fragte er dann weiter, da ich nicht antwortete.

Ich bin nicht kleinlich.  
 „Männer müssen eigentlich Nachts schlafen“, erwiderte ich, „und Tags sich müde arbeiten. Ich weiß nicht, ob es für Sie gut ist, wenn Sie Ihr Herz den phantastischen und uncontrolirten Regungen des Nachtlebens so recht ausschließen. — Machen Sie es lieber wie Charlotte, die als ein verständiges Menschenkind jetzt schon lange liegt und schläft!“

Er blieb einen Augenblick stumm.  
 „Ja Charlotte!“ sagte er dann und senkte den Kopf. „Charlotte hat für alle tieferen Regungen meiner Seele kein Verständniß!“

„Sie ist ein Kind, Maximilian!“ gab ich rasch zurück, in dessen mein Herz zuckte, „ein reines, gesundes, unschuldiges Kind. Sie ist jung und wird reifen!“

„Ich hatte gehofft, Sie im Garten zu finden, Frieda!“ war seine Antwort. „Mir ist seltsam zu Muth; ich suche bei Ihnen Verständniß für Etwas in mir, was Charlotte nicht versteht, was das Beste an mir ist!“

Ich stand auf, tief erschrocken.  
 „Es ist Ihre Pflicht, Maximilian“, sagte ich, indem ich mich fasste und meine Stimme zu festigen suchte, „Alles, was Sie innerlich entbehren, bei Ihrer Braut zu suchen und, wenn es nicht da ist, bei ihr zu wecken. Ich will jetzt hineingehen!“

„Ich bringe Sie bis zum Hause.“  
 Wie wir gingen, glaubte ich etwas im dunklen Nachbar-gang neben uns sich bewegen zu hören. Ich horchte hin, vernahm aber weiter nichts.

Plötzlich begann er neben mir in Versen zu sprechen:

„Die rechnenden Augen Gedanken  
 Seh'n mit der Sonne schlafen,  
 Es fall'n der Seele Schranken  
 In der Nacht, der stillen Nacht!  
 Des Weltalls heimlich Weben  
 Liegt wunderbar zusammen  
 Mit meinem eignen Leben  
 In der Nacht, der stillen Nacht!  
 Was ich getrennt empfunden,  
 Welt und mein einsam Herz,  
 Harmonisch klingts verbunden  
 In der Nacht, der stillen Nacht!  
 O möchte jetzt heimkehren  
 Mein Geist zur Weltenseele,  
 Zerfließen ohne Wehren  
 In die Nacht, die stille Nacht!“

„Mir ist so seltsam öde und traurig, liebe Frieda,“ fuhr er fort, „ich fürchte, ich habe einen Mißgriff gethan, ich hätte Sie wählen sollen!“  
 Damit wendete er sich kurz ab und ging davon. . .

6. September.  
 Ich will ein paar Zeilen aus dem Briefe, welchen ich Maximilian heute schrieb, hierberichten.  
 „Was Sie brauchen, lieber Maximilian,“ schrieb ich ihm, „ist weniger Verständniß, als Poesie. Mit Verständniß ist Ihnen auf die Dauer nicht gedient. Aber wenn die Poesie selbst, in holdem Menschenbilde verkörpert, an Ihrer Seite lebte, da würden Sie für alles Schöne Ihres Herzens Befriedigung finden. Wenn nun aber die Poesie sich verkörperte, sie würde aussehen, wie Ihre Braut. Das Beste und Dichtertischste, was die Erde trägt, ist ein reines, junges Frauenherz, welches liebt. Gewöhnen Sie sich an diese Anschauung; betrachten Sie Ihre Braut mit diesen Augen. Ich, — ich werde nie Vertrauen zu Ihnen haben können, wenn Sie meine Charlotte wegen ihrer Heimherzigkeit und Kindlichkeit gering schätzen werden!“

Charlotte ist heute nur zum Diner gekommen, sie war den ganzen Vormittag auf ihrem Zimmer. Beim Diner sah sie eigenhümlich ernst und fast verstört aus. Es wäre furchtbar, wenn sie etwas ahnte! —

7. September.  
 Gestern Abend ist, nachdem ich schon am späten Nachmittage die letzte Eintragung in diese Blätter gemacht, in Gegenwart unseres Allerhöchsten Gastes etwas vorgefallen, welches mir die Augen geöffnet und die Nothwendigkeit, zu handeln, nahe gelegt hat.  
 Wir mußten nach Tisch wieder singen, Majestät wünschte es. Und so sangen wir, während im anschließenden Zimmer der Spieltisch des Königs arrangirt wurde. Es war das Lied von den zwei Schwestern:

„Wir Schwestern zwei, wir schönen, wir schönen  
 Wir haben nußbraun Haar,  
 Und flechtet ihr's in einen Zopf, in einen Zopf,  
 Man kennt es nicht fürwahr!“

Die Schwestern zwei, die schönen, theilen Alles mit einander, schlafen in einem Bett und trinken aus einem Becher, dann aber heißt's im letzten Verse:

„Ihr Schwestern zwei, ihr schönen, ihr schönen,  
 Wie geht das Leben traus!  
 Nun liebt ihr beide einen Mann, ja einen Mann  
 Und 's Viehl, 's Viehl ist aus!“

Da standen plötzlich Charlottes Augen voller Thränen, eine oder zwei tropften auf ihr Blatt, das sie rasch vor das gejenkte Gesicht hielt und — ich wußte Alles. . . .

Der König hat ein Adlerauge; er hatte Charlottes Erregung wohl bemerkt, sein Blick wendete sich fragend und scharf zu mir, die ihn tapfer aushielt, dann zu Maximilian, der unter den Herren des Gefolges stand.

Maximilian mußte vor diesem klaren königlichen Auge das Haupt senken, er wurde roth. Und ich bemerkte deutlich, wie der Allerhöchste Herr voller Anmuth fortschaute.

8. September.  
 Es thut mir in der Seele weh, daß der königliche Herr von unserer häuslichen Tragödie etwas bemerkt hat, daß dadurch auf das Familienbild, in welches er hineingeblickt, ein Schatten gefallen ist. Aber gerade dadurch hat es sich auch gesüßt, daß ich heute etwas niederschreiben kann, was sich wie ein theures Vermächtniß in meiner Familie forterben soll.



Se. Majestät hat uns gewürdigt, mit seinem erhabenen Tacte durch sein eigenes Eingreifen die Trübung, welche auf unser Familienglück gefallen ist, wieder zu verheben! Seine redliche Seele konnte ein Unrecht, das in seiner Nähe geschehen sollte, nicht dulden, ohne Einspruch zu erheben.

Er winkte heut Abend Gramski mit dem Auge zu sich heran, als er sich vom Tisch erhob.

„Wie kommt es, mein lieber Gramski,“ sagte er ihm, „daß Sie sich verhältnißmäßig so wenig mit Ihrer Verlobten beschäftigen? Es sollte mir leid thun, wenn Sie in meiner Gegenwart glauben, sich mir mehr als der Baronesse widmen zu müssen. Ich bin hier nur der Gast Ihres Schwiegervaters. Und in erster Linie gehört Jeder den Seinen. Die Treue gegen die Unseren ist unsere erste Pflicht, sie ist sogar die Grundlage aller und jeder irdischen Pflicht!“

Se. Majestät warf das Wort „Treue“ ein wenig, legte Maximilian die Hand auf die Schulter und sah ihm mit einem ernstfreundlichen Ausdruck in's Gesicht.

9. September.

Unser hoher Gast hat uns heute verlassen und ist nach der Tucheler Gegend weitergereist. Er hatte es nun schon zu weit von uns bis zum eigentlichen Centrum des Randoverfeldes. Aber er hat uns für ewige Zeit ein Andenken hinterlassen, ein theures Andenken, welches in unseren dankbaren Herzen nie verkümmern wird; den unmittelbaren Eindruck seiner erhabenen Persönlichkeit.

Beim Abschiede reichte er mir die Hand, die ich ihm voll Dank und Verehrung küßte, und sagte mir lächelnd: „Ihre kleine Schwester wird in Zukunft nie wieder trübe Augen haben, nicht wahr?“

Maximilian hat schon heute sein etwas kühles Betragen gegen unsere Charlotte geändert, ist zu ihr genau wieder wie in der ersten Zeit ihres Glückes.

Und so ist es auch geblieben; denn ein Königswort trägt sich tief in Menschenherzen ein, unvergänglich tief aber ein Wort dieses besten Königs!

Nachdruck verboten.

### Den Manen des großen Heimgegangenen.

Von Dagobert von Gerhardt.  
(Gerhard von Arnimtor.)

Es ist nur ein ganz kurzer Weg vom Kronprinzlichen Palais am Zeughausplatz bis zum Kaiserpalais, und dennoch bezeichnen beide Paläste den Anfangs- und Endpunkt eines außerordentlich langen und an Inhalt überreichen Lebenslaufes; der unvergleichliche Monarch, der am 22. März 1797 in jenem Palais geboren und am 9. März 1888 in diesem heimgerufen wurde, hat zwischen Wiege und Sterbebett, die räumlich für ihn so dicht bei einander standen, einen Weg zurückgelegt, der ihn auf die höchsten Gipfel des Glanzes und Erfolges, aber auch durch finstere Abgründe bangster Sorgen und wahrhaft tragischer Erlebnisse führte. Nach so viel Jubel und Leid steht nun das große Kaiserherz still, und das von innigster Trauer erschütterte deutsche Volk fällt die Hände über einer Gruft, welche die irdischen Reste seines sieg- und glorreichen Kaisers aufnehmen soll, und sieht den All-Einen um Frieden für Den, der ihm nach langen und blutigen Kämpfen die Sehnacht nach politischer Einigung, den Traum einer tausendjährigen Vergangenheit, so herrlich erfüllen sollte.

Es giebt Sommertage, an denen sich die Sonne am frühen Morgen aus schwülen Dünsten mühsam emporringen muß; dann jedoch scheint sie hell und strahlend vom wolkenlosen Firmament hernieder und verspricht dauernd ungetrübtes und lachendes Wetter; gegen Abend aber stellt sich eine elektrische Spannung der Luft ein, unheimlich ballt es sich im Westen zusammen, statt der erhofften Sabbathstille der Natur legt sich ein Alp auf die Gemüther und unsichtbar verflutet der Sonnenball hinter schwärzlich drohenden Gewitterwolken. Einem solchen Sommertage könnte man das Leben Kaiser Wilhelms vergleichen. Aus den Zeiten der tiefsten Erniedrigung seines Vaterlandes, da die Thränen seiner erlauchten Mutter reichlich flossen und er, der junge zehnjährige Prinz, bis an die äußerste Ostmark seines Landes durch den corsischen Sieger geschleudert wurde, rang es sich mühsam, aber heller und immer heller empor, bis der achtzehnjährige Major sein erstes Bataillon Garde bei der Fahnenweihe in Paris führen durfte; das war ein Umkehrpunkt der Dinge, der auch die kühnsten Erwartungen übertraf und dem prinziplichen Reden einen Vorwand gab, der späteren, noch weit größeren Schicksalswechsel geben konnte. Nach langer, nie ermüdender Friedensarbeit hatte der Prinz gerade das Militär-Gouvernement der Rheinprovinz und Westfalens erhalten, als der Märzsturm des Jahres 1848 losbrach und die Hände verblender Aufständiger auf die Pforte seines Palais die Worte schrieben: „National-Eigenthum“; die Thoren ahnten nicht, in welcher anderem Sinne sich diese Worte bereinigen sollten, daß nämlich nicht das Palais, wohl aber der erlauchte Bewohner desselben ein wahrhaftiges, herrliches National-Eigenthum werden, zu dem jeder Deutsche mit Stolz emporklimmen und für dessen Verteidigung er freudig sein Blut zu vergießen bereit sein würde. Damals aber ging der Unerkannte nach England, das Brot der Fremde zu essen und an sich selbst die Erfahrung zu machen, wie die leichtbetheorte, wettwendige Menge oft ihre besten Freunde verkennt und verleugnet. Und von da bis zum Krönungstage in Königsberg, welche eine überraschende Entwicklung eines fast legendenartigen Lebenslaufes! Er, der schon vierundsechzigjährige, der kaum jemals vermuthet hatte, zum Throne berufen zu sein, plötzlich geschmückt mit dem goldenen, schwer lastenden Symbole der preussischen Königswürde! Und von nun an eine dramatische Steigerung dieses Lebens, wie sie die blühendste Dichtphantasie nicht padernder und gewaltiger erfinden könnte!

Erfolg reist sich an Erfolg; steigendes Ansehen des deutschen Namens bei Freund und Feind, Wiedergeburt des germanischen Selbstbewußtseins, Um- und Aufschwung aller inneren Verhältnisse, Belebung der Kunst und des Kunstgewerbes, neue vaterländische Dichtung, Vortrittschritte der Wissenschaft, einheitliche Münze und einheitliches Recht, Parlament und Reichsheer, friedliche Eroberung überseeischer Kolonien, feste Einigung der Fürsten und der Volkstämme! O, es ist wie ein Traum für uns Alle, die wir es mit erlebt haben, und noch spätere Geschlechter werden uns um diesen

Frühling deutscher Verdienst beneiden, dessen Zeugen wir sein dürfen! Wie ist doch der sonnige Lebensabend dieses menschenfreundlichen und ritterlichen aller Kronenträger in allen Jüngern und Tonarten gepriesen worden! Wie haben wir uns mitgerannt in seinem strahlenden Glanze und den greisen Feldenkaiser in seinem beispiellosen Glücke geliebt und bewundert! Aber auch dieses beispiellose Glück sollte jäh und schmerzhaft getrübt werden, denn in Wahrheit: Niemand ist glücklich vor seinem Ende! Es kam der Lenz des Jahres 1878, und gegen den nunmehr einundachtzigjährigen, allgeliebten Monarchen erhoben sich stuchwürdige Mörderhände; das Attentat vom 11. Mai schnitt wie eine schrille Dissonanz in diese Symphonie von Glück und Frieden, und die Schrotschüsse eines wahnsinnigen Verbrechers am 2. Juni streckten den verehrungswürdigen Greis auf ein langes und schmerzliches Krankenlager. Welcher Sturm mag damals die Seele des so schmächtig Geäußerten durchwühl haben! Das also war der Dank für ein Leben endloser Mühen und Sorgen? Das die Luitung, die ein entartetes Geschlecht seinem selbstlosesten Freunde und Vorkämpfer anstellte? Einem Fürsten, der das Bibelwort wahr gemacht hatte: „Und er nahm weg die Schmach von seinem Volke“, — wurde von diesem seinem Volke solche Schmach bereitet? Wahrlich, es gehörte ein kaiserliches Herz und eine kaiserliche Großmuth dazu, um solchen Erfahrungen gegenüber die Liebe zur Menschheit nicht in Haß und Verbitterung zu verwandeln! Und dieses Herz und diese Großmuth besaß der seltene, erlauchte Herr, der am 5. December 1878 nach erlangter Wiedergenesung huldreich grüßend und liebevoll vertrauensvoll in seine Hauptstadt zurückkehrte, um die Fäden der Regierung wieder in die ungeschwächte und fahrlustige Hand zu nehmen. Und nun ein letztes Mal wieder neues, wolkenloses Licht auf diesem wunderbaren Lebenswege! Am 27. Februar 1881 die Vermählung des geliebten Enkels mit der holdseligen Prinzessin Augusta Victoria von Schleswig-Holstein! Am 6. Mai 1882 die glückliche Geburt des zur einstigen Thronfolge bestimmten Urenkels! „Hurrah! Vier Könige!“ Wer erinnert sich nicht noch dieses Jubelrufes, der dröhnend von den Alpen bis zum Meere durch die deutschen Lande ging? Ein solches Glück hatte die Weltgeschichte noch nicht zu verzeichnen gehabt! Ein Taumel bemächtigte sich aller Landesfinder, und selbst in fernen Welttheilen beugten Deutsche ihre Kniee und jauchzten dem Allmächtigen Dank für eine Segensfülle, wie sie einem irdischen Gewalthaber noch nie zu Theil geworden war. Es schien, als ob die Sonne dieses Kaiserlebens in wahrhaft blendendem Purpurglänze versinken würde; aber schon rührten sich jene geheimnißvollen Mächte, die keinem Sterblichen, und wäre er der Höchste und Beste, eine ungemischte Freude gönnen; die schwere Krankheit des geliebten einzigen Sohnes, den alle Welt als den hoffnungsvollen Erben und Mehrer des väterlichen Glückes und Ruhmes zu verehren sich gewöhnt hatte, warf unerwartet einen bangen, schwarzen Schatten in diese Lichtfülle und verdunkelte fast gänzlich das goldene Abendroth, das diesem Kaiser ohne Gleichen beschieden schien.

Kaiser Wilhelms Verdienste um Land und Volk wird erst die Nachwelt voll zu würdigen wissen. Wer am Fuße der Cheops-Pyramide steht, macht sich nur eine unzulängliche Vorstellung von ihrer wahren Größe; erst wenn man sich eine hinreichende Strecke von ihr entfernt hat und sich nun ihre ganzen Umrisse auf dem Hintergrunde des Wüstenhimmels zeichnen, erkennt man die wirkliche Höhe des Nischenbaues. So wird auch Kaiser Wilhelms wahre Gestalt in ihrer unvergleichlichen Herrlichkeit erst ganz zu erkennen sein, wenn sie in die Perspective der Geschichte, in den für menschliches Urtheil unerlässlichen Abstand der Vergangenheit gerückt sein wird; so viel dürfen wir aber jetzt schon behaupten, daß Kaiser Wilhelm zu den wenigen historischen Gestalten gehören wird, deren sich bald die Sage bemächtigt, und noch nach Jahrtausenden wird er aus dem Dämmerlichte dann längst vergangener Zeiten neben den Reden des altgermanischen Wuthus ebenbürtig hervorleuchten und vielleicht der Held eines neuen Nibelungenliedes werden. Wir, die Kinder der Gegenwart, suchen vergeblich nach einem Maßstabe, diesen Einzigen zu messen. Wir reihen ihn wohl den Größten ein, die je der Stamm der Hohenzollern erzeugt hat; wir nennen ihn mit dem großen Kurfürsten und dem Philosophen von Sanssouci; wir zählen an den Fingern her, wie der Sieger von Jena-Bellin sein Land von fünfzehnhundert Quadratmeilen auf zweitausend, Friedrich der Große auf dreitausendsechshundert, Kaiser Wilhelm aber auf sechsstaubendvierhundert gebracht hat; wir gedenken der gleichzeitigen Vermehrung des deutschen Reiches um die Schwester-Provinzen Elsaß und Lothringen, — aber was will das Alles sagen! Die Bedeutung des Entschlafenen liegt nur zum Theil in seinem Landerwerbe, in seinem Kriegsrühm; weit herrlicher glänzt er noch als Reich, denn als Feld. Er war ein milder, gütiger, edler und hülfsreicher Reich, wie es deren überhaupt nur wenige giebt, wie sie aber in gleicher Liebess- und Verehrungswürdigkeit vielleicht noch nie auf einem Throne gesessen haben; selbstlos diente er bis zum letzten Athemzuge seiner hohen und schweren Aufgabe; seine letzten Gedanken galtten außer dem Sohne und Erben, seinem geliebten Fritz, nur seinem Volke und dessen Zukunft; er ist trotz seiner fast vollendeten einundneunzig Jahre im wahren Sinne des Wortes im Dienste gestorben. Stets hatte er es als ein hochwürdiges Ziel bezeichnet, „das Wohl der arbeitenden Klassen zu fördern und geistige und leibliche Hülfe überall dahin zu bringen, wo man ihrer bedarf.“ Wie hochherzig und edel klang seine Botschaft vom 17. November 1881, in der er erklärte, „daß er mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott seine Regierung gesegnet habe, zurückblicken würde, wenn es ihm gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgerpflichten seines inneren Friedens, und den Hülfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Bestandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen.“ Nun, Gott hat ihm dieses Sehnen gestiftet; der edle Fürst hat dieses Bewußtsein mit in die Ewigkeit hinübernehmen dürfen! Was er für die Armen und Elenden gethan hat, das wird ihm ein unvergängliches Ehren-Denkmal sein, köstlicher als alle ehernen und marmornen Standbilder, die ihm begeisterte Verehrung gesetzt hat und noch setzen wird. Fünfundvierzig Millionen deutscher Herzen hat er sich erobert! Das ist ein Ertrag des Lebenskampfes, neben welchem alle anderen ihm durch die Verhältnisse aufgezwungenen Erwerbungen fast zur Bedeutungslosigkeit herabsinken, und von ihm, der doch die größten und folgenreichsten Schlachten der Weltgeschichte siegreich entschieden hat, kann in Wahrheit gesagt werden, daß er der überzeugteste Friedensfürst, der eifrigste und aufopferndste Friedenspfleger aller Zeiten gewesen sei.

Dieser deutscheste Mann unter allen Kaisern des deutschen Reiches weilt nicht mehr unter den Lebenden; sein blaues Auge ist erloschen, und der dumpfe Klang der Trauerkloden zittert durch die Lande. Im Stübchen des Handwerkers, in der Hütte des Feldarbeiters, sitzt Abends beim Schein der Lampe der ernst gestimmte Familienvater am Tische und hält mit zitternder, vom Tagewerk ermüdeten Hand ein Zeitungsblatt unter die Augen. Stumm und gespannt lauscht Frau und Kind auf den mit unsicherer Stimme lesenden Mann. Es sind Berichte über die letzten Augenblicke des Kaisers, die jetzt erst ihren Weg aus der fernen Hauptstadt hierher gefunden haben. Plötzlich hält der Lesende inne; seine bärtigen Lippen zucken, und mit der umgekehrten rauhen Hand wischt er sich schämig über die Wimpern. Alle diese Thränen aber, die das schlichte Volk vergießt, dem vielleicht nie der Anblick des milden Kaiser-Aufluges vergönnt war, das nie durch einen Druck der theureren Kaiserhand geöhrt und beglückt werden konnte, — alle diese Thränen sind Edelsteine für eine Krone, wie sie in gleicher Kostbarkeit noch nie neben einem Kaiser-Sarkophag gefunktelt hat. Das Alterthum würde einen solchen Kaiser unter die Götter versetzt haben; das deutsche Volk versteht ihn unter seine Lieblinge, von denen auch in der ärmsten Hütte ein Pfennigbildlein an der Wand klebt. Der ewige Richter aber wird diesen durch Millionen echter Thränen geöhrt Liebbling an sein großes heiliges Herz ziehen und ihm den Frieden geben, den er sich in einundneunzigjährigem treuem Kampfe redlich verdient hat. Wir aber stehen zum Herrn, daß er sich erbarmen möge über dem schwer geprägten Hohenzollernhause, und daß er besonders dem neuen Kaiser Friedrich, unserm heißgeliebten Fritz, beistehen möge mit der überschwänglichen Hülfe seiner rettenden Kraft und Gnade!

Nachdruck verboten.

### Die letzte Perle.

Von Gabriele von Lieres und Willau.



Es war einst ein Volk, das war groß und mächtig, geöhrt und geliebt vor Allen. Seine Feinde lagen im Staube vor ihm, durch glorreiche Siege niedergeschmettert; sein Herrscher war ein leuchtendes Vorbild für die Fürsten von Rath und Fern, die herbeieilten, ihm zu huldigen und seines Rathes sich zu erbitten. Blühende Kinder und Enkel umringten ihn. Er war ein Vater seines Volkes, und wo im weiten Lande sein Name genannt ward, da glänzten die Augen auf in Begeisterung.

Der Engel des Herrn liebte das Volk. Er ließ den heilig leuchtenden Blick auf ihm ruhen und sprach: „Seht, wie es blüht! Seht, wie es fromm, tapfer und treu ist! Eine glänzende Krone schmückt sein Haupt, die Krone des Guten und Großen. Nichts auf Erden kommt ihm gleich.“

Und alle himmlischen Scharen lächelten Beifall. Einer aber ergrimmt über die Worte des Engels, Einer, der am Rande des nordischen Eismeer's saß, wo alles Lebendige verging vor seinem mörderischen Hauche. Das war der Tod, und dort oben ist sein Lieblingsstübchen und herrlicher Thron, von dem aus er die gierigen Blicke schweifen läßt über den Erdball hinweg, ehe er sich auflöst und die schwarzen Schwingen ausbreitet, Schrecken und Vernichtung zu tragen von einem Ende der Welt bis an das andere. Der Tod haßte das edle Volk, wie er Alles, was blühend, gesund und stark ist, haßt mit dem Dasse der Zerstörung.

„Groß und gut nennst Du es!“ rief er. „Wohl, ich will Dir zeigen, was seine Güte und Größe ist vor mir! Ich will Dir zeigen, wie es in den Staub sinkt in blutigen Thränen, wie es den Boden zerwühlt in Weh, wie es lästert sich selbst und Gott vor Jammer, wie seine Güte, seine Frömmigkeit zerfällt, wie die Krone seiner Tugenden zerplittert vor meiner Macht! Ich bin der Herrscher.“

Und er erhob sich und trat mit eisigem Hauche die beste Blüthe des Landes, den hohen Herrn, dessen silberweiße Locken die Krone des Reiches schmückte.

Da drang ein herzzerreißender Schrei aus tausend Kehlen, Hüften und Herzen, da ergoß sich ein Strom von Thränen über das Land, und der Himmel ward finster über dem Volke.

„Ich bin der Herrscher!“ wiederholte machtvoll triumphirend der Tod.

Der Engel des Herrn jedoch wies mit der Hand herab auf die Erde und sagte: „Siehe an!“

Denn aus und über der Dunkelheit ob dem zerfallenen Volke hob sich mählig ein neues Licht. Es war durchdringend und doch mild, röhlich wie der Wiederglanz quellenden Herzblutes oder wie ferner Feuerstein. Und wie Feuerstein stieg es langsam höher und höher, bis es den ganzen Himmelsdom überdeckte und bis zum Throne Gottes emporgestiegen war. Unten aber inmitten des von schwarzen Wolken umhüllten Landes funkelte und glitzerte es auf wie kristallene Fluth.

„Jenes Feuer, das ist die Liebe des Volkes, das mir theuer ist, zu seinem Herrscher!“ sprach der Engel mit heller Stimme; „sie, die der Schmerz, der gewaltige, aus allen Schranken befreite, daß sie emporsteigt in heiligen Flammen! Das ist die Gluth des Volkes für seines Herrschers Leid, das auch das seine ist, das sind die Flammen der Liebe, die zum hohen Himmelsdom nachstreben jener Hoffnung des Volkes, welche Du dahin entrücktest!“

Und die Thränen des Volkes, das ist der spiegelnde See. Siehe hinein in ihn! er ist nicht von lästerlicher Bitterkeit getrübt, er ist klar wie Krystall, und wenn Du hinabbliffst auf seinen Grund, siehst Du dort unten in der Tiefe das lichte Bild der Demuth, die ein Vater seinen Kindern lehrte. So benge Dich, Tod!“

Und der Tod erschauerte.

Der Engel des Herrn griff hinaus, sagte in seine Hand die Liebe und die Thränen des Volkes zusammen zu einer großen leuchtenden Perle und setzte sie ein in die Krone, die Kaiser und Reich gemeinsam trugen. Sie strahlte wie ein Stern.

„Das ist die letzte Perle!“ sagte er. „Sie ist die herrlichste von Allen, die Perle des größten Leides und der größten Liebe. Nur Du konntest sie geben, Tod!“

Und er wandte sein leuchtendes Angesicht auf das geschlagnene, schwergeprüfte Volk und sprach:

„Gott segne Dich, Haus Hohenzollern!“